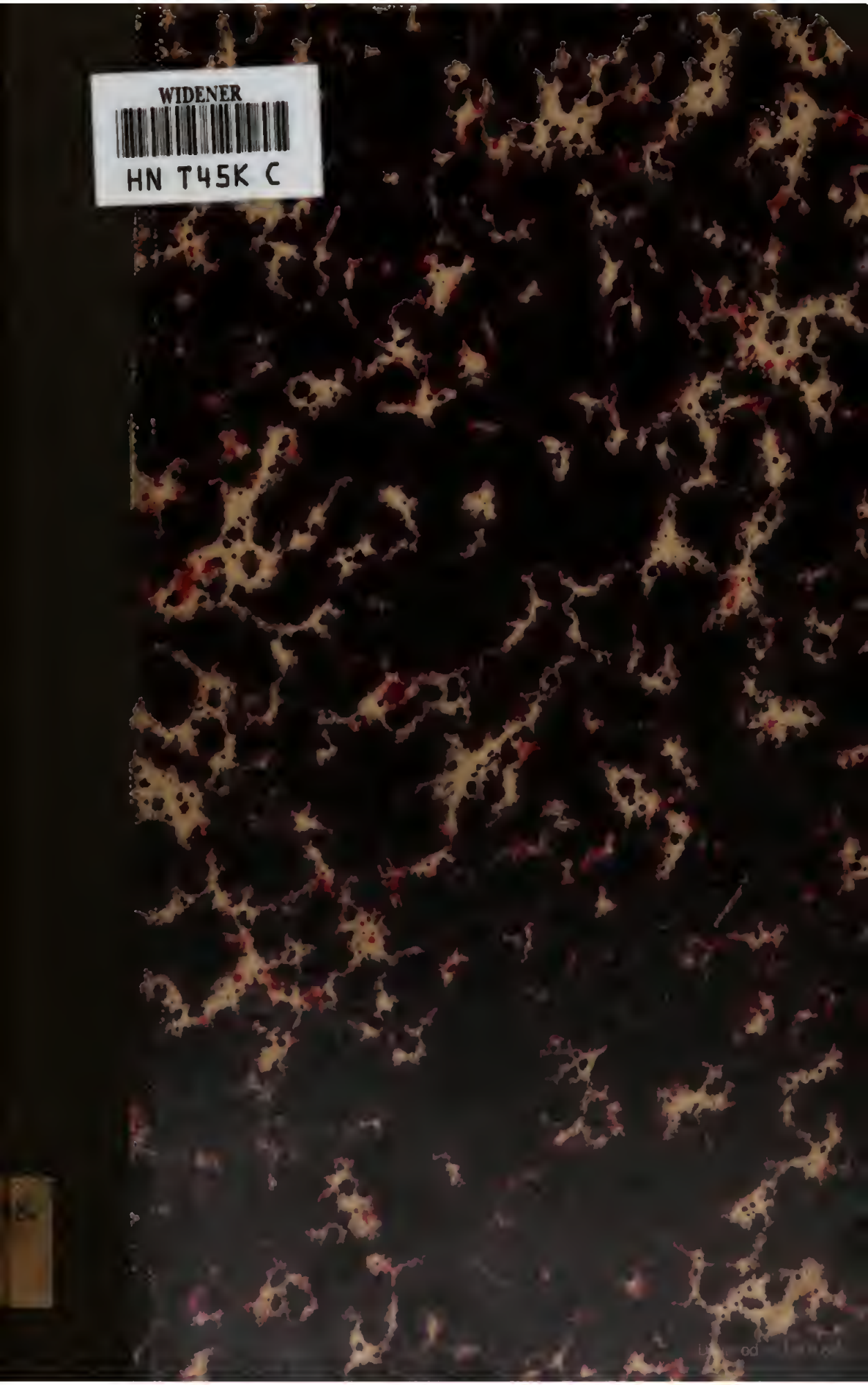
WIDENER
HN T45K C



39544.120

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT FROM THE

AMEY RICHMOND SHELDON
FUND

Voltaire

und

die Markgräfin von Baireuth.

Von

Georg Horn.

Berlin, 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

Voltaire

und

die Markgräfin von Baireuth.

Von

Georg Horn.

Berlin 1865.

Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).

39544.120

HARVARD COLLEGE LIBRARY
BOUGHT FROM THE
AMEY RICHMOND SHELDON
FUND
Oct 1, 1935

Der Herausgeber behält sich das Recht der Uebersetzung dieses Buches
in fremde Sprachen vor.

Digitized by Google

Herrn Professor Dr. **Preuß,**

Königl. Historiographen,

dem unermüdlichen Forscher der Friedrichsgeschichte

in dankbarer Verehrung gewidmet

vom

Herausgeber.

Im achtzehnten Jahrhundert zerfiel Deutschland oder vielmehr das Heilige Römische Reich in eine Menge kleiner und kleinster Souveränetäten, etwa an dreihundert. Was diese Zersplitterung eines großen Ländercomplexes der politischen Entwicklung des deutschen Volkes geschadet, das hat sie der geistigen genützt. Das deutsche Volk war nach dem dreißigjährigen Kriege in seiner stumpfen Gleichgiltigkeit gegen alle höheren Interessen mit einem todten Acker zu vergleichen, dessen Lebensfähigkeit erst durch eine geistige Drainage geweckt werden mußte. Letztere ging von diesen kleinen Höfen aus; die Länder waren klein, der Geschäfte wenige, und so brachte es die Muße, daß viele der deutschen Höfe des achtzehnten Jahrhunderts, und gerade die kleineren, wahre Musensitze geworden sind, von denen geistige Anregung und Belebung auf das Volk überging. Bei vielen der hohen Herren mag diese Pflege literarischer und künstlerischer Interessen meistentheils eine Nachahmung Ludwig's XIV. gewesen sein; von ihm glaubte Jeder eine Ader in sich zu spüren, und ihm

wollte man doch wenigſtens in dieſer Richtung nachthun, konnte man es auch nicht in äußerer Machtentfaltung; bei vielen jedoch, tüchtigen und hochbegabten Naturen, war es inneres, höheres Bedürfniß, aus der nationalen Erbärmlichkeit ſich in das unendliche Reich des Geiſtes zu flüchten. Deutſchland beſaß damals keine Nationalliteratur von der Bedeutung wie heutzutage; man ſprach und ſchrieb franzöſiſch an den deutſchen Höfen, auf die ſich damals der Kreis der Gebildeten ſo ziemlich beſchränkte, und die franzöſiſche Literatur war herrſchende Gebieterin über den deutſchen Geiſt. Das war kein nationaler Fortſchritt, aber jedenfalls eine geiſtige Befruchtung.

Unter dieſen Muſenſitzen nahm, nächſt Rheinsberg und ſpäter Sansſouci, der Hof des Markgrafthums Brandenburg-Baireuth unter der Regierung des Markgrafen Friedrich, und zwar durch deſſen Gemahlin, Friederike Wilhelmine, geborene Prinzeſſin von Preußen, den erſten Platz ein. Sie war die Lieblingsſchweſter ihres Bruders, Friedrich's des Großen, und ein ſo großer Menſch, wie er, konnte auch nur wieder Großes lieben. Durch dreiundzwanzig Jahre rivaliſirte der Hof eines kleinen Landes von 200,000 Einwohnern durch ſeine geiſtige Bedeutſamkeit an Berühmtheit mit denen der größten Länder; denn die Markgräfin war der Magnet, der Alles anzog, was damals groß und hervorragend war, Geltung und Bedeutung hatte. Viele Zeugniſſe des geiſtigen Verkehrs der Fürſtin mit ihren großen

Zeitgenoſſen ſind verloren gegangen; eines der intereſſanteſten jedoch iſt uns aufbehalten, und wir fühlen die Pflicht, die Gegenwart damit bekannt zu machen.

Unter den Papieren der Familie von Miebel in Baireuth fand der Herausgeber ein altes Heft, auf deſſen erſtem, vom Alter faſt gebräuntem Blatte in großen Schriftzügen die Worte ſtanden:

Lettres de Voltaire.

Dieſe Aufſchrift rührte nach einer Vergleichung mit dem auf der Königlichen Bibliothek in Berlin aufbewahrten Exemplare der »Memoiren« unverkennbar von der Hand der Markgräfin her. Dieſes Heft enthielt nichts Geringeres als fünfundzwanzig noch ungedruckte Briefe des berühmten Schriftſtellers an die Fürſtin und einen an den Marquis von Adhemar. Dieſelben ſind ſämmtlich von Voltaire's eigener Hand geſchrieben in jener kleinen und doch plaſtiſchen Schrift, deren einzelne Buchſtaben bald Dolchen, bald Liebespfeilen gleichen, und die auch dann noch charakteriſtiſch und unverkennbar bleibt, ſelbſt wenn der Verfaſſer ſich bemüht, einer Königstochter zu Ehren die Grazie des Geiſtes mit der Schönheit der Schriftzüge zu vereinen. In demſelben Hefte befanden ſich außerdem noch zwölf ebenfalls an die Markgräfin gerichtete Originalbriefe von dem Baron von Pöllnitz. Wer kennte ihn und ſeine amüſanten, oft boshaften Schilderungen von Perſönlichkeiten und Höfen ſeiner Zeit nicht? Es waren wenig Fürſten, denen er nicht gedient, und es gab in Europa faſt keinen Hof, den er

nicht geſehen hätte. Als luſtiger Page am Hofe der Herzogin Eliſabeth Charlotte von Orleans hatte er in Paris und Verſailles ſich ſein Franzöſiſch geholt, dann drei preußiſchen Königen als Ceremonienmeiſter und Kammerherr gedient, dreimal den Glauben gewechſelt und war nur dem einen treu geblieben, daß er der geiſtreichſte und amüſanteſte aller Höflinge ſei, und daß der Menſch, namentlich wenn er Pöllnitz heiße, viel Geld brauche.

Die unterhaltenden Plaudereien des preußiſchen Kammerherren bilden mit den Memoiren der Markgräfin von Baireuth immer noch die vornehmſte Quelle für das deutſche Hofleben aus der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und ſo werfen auch die erwähnten, den Briefen Voltaire's beigebundenen Briefe des Barons von Pöllnitz, wie der Leſer ſpäter ſehen wird, manches Streiflicht auf das Verhältniß Voltaire's zu der berühmten Tafelrunde der Ritter des Geiſtes auf Schloß Sansſouci.

Der ſchriftſtellernde Kammerherr wußte ſeinen Geiſt durch ſeine Feder ergiebig für ſeine ſtets bedürftige Börſe zu machen, indem er über Feſtlichkeiten und Reiſen des preußiſchen Hofes Memoires verfaßte und in Abſchrift an die verſchiedenen auswärtigen Mitglieder der preußiſchen Königsfamilie verſandte, was immerhin ein einträgliches Geſchäft war, indem die Auslagen für Dinte und Papier ihm reichlich vergütigt wurden.

Ein ſolches Schriftſtück in Copie, die Reiſe der Königin Mutter nach Oranienburg und Rheinsberg, fand ſich nebſt einigen Zeilen von der Hand des Verfaſſers ebenfalls in dem aufgefundenen Hefte vor, ferner die Abſchrift eines Feſtſpiels, welches zum Geburtstage der Markgräfin von Baireuth am 3. Juli 1744 in Eremitage, ihrem Luſtſchloſſe, aufgeführt worden war und nach einer Randbemerkung des dem Hefte beiliegenden Verzeichniſſes von Voltaire herrühren ſollte, wofür wir aber nirgends einen poſitiven Anhaltspunkt aufzufinden vermochten.

Zu dem Inhalt des Heftes gehörten ferner noch drei authographiſche Briefe, von La Bruyere aus Neapel und Rom in den Jahren 1743 und 1744 geſchrieben.

Das Hauptintereſſe unſeres Fundes möchten jedoch die Briefe Voltaire's beanſpruchen. Sie reichen vom Jahre 1742 bis 1758. Wie ſie in den Beſitz der Familie gekommen ſind, läßt ſich nicht genau ermitteln. Auf dem Verzeichniſſe waren die Zeilen, die darüber hätten Aufſchluß geben können, mit unverkennbarer Abſicht faſt ganz unleſerlich gemacht worden; nur drei Worte waren noch lesbar, und dieſe berechtigen zu der Annahme, daß nach dem Tode der Markgräfin das Manuſcript nach Stuttgart gekommen war in den Beſitz ihrer einzigen Tochter Friederike, der Gemahlin des Herzogs Karl von Würtemberg, deſſelben Karl's, der durch ſeine Tyrannei das Genie Schillers zu ſo ſchneller und mächtiger Entfaltung gebracht hatte. Die Herzogin von Württemberg

ſtarb nach einer unglücklichen Ehe, von ihrem Gemahle getrennt, im Jahre 1780 in Baireuth, und zwar, wie die mündliche Ueberlieferung ſagt, an den Folgen eines Pflanzengiftes, welches ſie jeden Morgen zur Erhaltung eines friſchen Teints in die aufgeritzte Haut zu träufeln pflegte. Ihr Nachlaß, darunter ihre Bibliothek und in derſelben jedenfalls unſer Manuſcript, war verſteigert und von dem betreffenden Mitglied der von Miedelſchen Familie, einem markgräflichen Hofkammerrathe, der künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Intereſſen verfolgte, erſtanden worden. Ueber hundert Jahre lagen dieſe Briefe Voltaire's an die Markgräfin verborgen und ungekannt, während die correſpondirenden der Markgräfin an Voltaire in den verſchiedenen Ausgaben dieſes Schriftſtellers, am vollſtändigſten in der von Beuchot veranſtalteten, der Oeffentlichkeit bereits längſt bekannt waren. Diejenigen Voltaire's mit Ausnahme von zweien, die im 7. Bande der Correſpondenz abgedruckt ſind, glaubte man verloren. Es lag aber nur der Staub eines Jahrhunderts auf ihnen.

Ungeordnet lagen dieſe Briefe durcheinander, und wenn wir ſagen, daß es großer Mühe und vieler ſpecialhiſtoriſcher Erörterungen bedurfte, die zeitliche Reihenfolge herzuſtellen, ſo wollen wir damit mehr unſer Intereſſe an der Sache, als unſer Verdienſt betonen. Durch den Abdruck der bereits veröffentlichten Briefe der Markgräfin, durch den inneren, ſtofflichen Zuſammenhang derſelben mit den von uns aufgefundenen, glauben wir

unſerem Leſer die beſte Kritik über die Aechtheit der letzteren an die Hand zu geben. Aber auch die veröffentlichten der Markgräfin erhalten durch die Herſtellung des Zuſammenhanges, wenigſtens zum größten Theile, erſt ihr Verſtändniß und ihren Werth; jetzt erſt entſteht ein Ganzes und enthüllt ſich uns, einer aus dem Schutt gegrabenen anmuthigen Moſaik ähnlich, von der bisher nur einige Bruchſtücke vorhanden waren, das vollſtändige Bild eines Verhältniſſes nicht nur zwiſchen dem Dichter und der Markgräfin, ſondern auch wiederum zwiſchen Beiden einestheils und Friedrich dem Großen anderntheils, eines geiſtigen Bundes, der um ſo intereſſanter iſt, je treuer ſich drei große Perſönlichkeiten darin abſpiegeln. Sämmtliche Briefe der Markgräfin ſind bereits gedruckt und nach der Beuchotſchen Ausgabe der Correſpondenz Voltaire's hier mitgetheilt, ſämmtliche Briefe Voltaires dagegen, mit Ausnahme eines einzigen, bisher noch nicht veröffentlicht. Die Parentheſezeichen bei den Daten bedeuten, daß dieſelben nach dem Inhalte ergänzt ſind.

Anders ſchrieb das achtzehnte Jahrhundert ſeine Briefe, anders ſchreibt ſie die Gegenwart. Jenes war von Ideen bewegt, dieſe fußt auf Thatſachen. Das achtzehnte Jahrhundert fühlte den Drang, aus der Verwilderung ſocialer Zuſtände, aus der Gedanken- und Poeſieloſigkeit des reellen Lebens, ſich in die Sonnenhöhe eines Gedankenlebens empor zu ſchwingen; der Geiſt des neunzehnten Jahrhunderts jedoch fühlt wieder

in sich das Gesetz der Schwere und steigt auf die Erde herab, um mit seinen idealen Errungenschaften die Erscheinungen des wirklichen Lebens zu vergeistigen, zu vertiefen und zu verklären. Darum finden wir in den Briefen des vorigen Jahrhunderts so wenig Thatsächliches, darum so viel philosophisches Raisonnement, so viel eitle Selbstbespiegelung, so viel unwahre Schönrederei, geistige Schminkpflästerchen, um schöner zu erscheinen, als man wirklich ist, während eine Zeit, wie die unsere, immer etwas darin suchen wird, wahr zu sein, wenn auch derb und rücksichtslos. Wenn aber jene Puder- und Brocatmenschen etwas in ihrem innersten Herzen trifft, dann bricht der Adamsmensch mit seinem Jubel oder Schmerz, seiner Begeisterung oder Entrüstung, nicht wie er sich giebt, sondern wie er ist, dennoch mitten durch die dichten und künstlichen Umhüllungen durch. Schminkpflästerchen fallen eben bei Erhitzung des Teints ab. Die Menschen jedoch, die sie auflegen, werden immerhin interessant durch die Enthüllung dessen, was sie nicht sind und doch gern sein möchten, und auch einem Schminkpflästerchen kann der Gedanke an ein ewiges Schönheitsideal inne wohnen.

Wir würden das Interesse an unserem Stoffe zerstören, wollten wir sagen, daß diese kurze Charakteristik der Correspondenz des vorigen Jahrhunderts zu den vorliegenden Briefen in gar keiner Beziehung stände. Der Leser wird das am Besten herausfühlen. Voltaire und Friedrich der Große waren nicht nur Kinder ihrer

Zeit, ſie waren die beiden Merkſäulen derſelben, ſie waren dieſe Zeit ſelbſt, und Wilhelmine war Geiſt vom Geiſte ihres Bruders. Nur in einem möchten unſere Briefe von dem eben Geſagten eine Ausnahme machen, in dem größeren Reichthum an Stofflichem. Wenn das Einzelne auch nicht von der Art iſt, durch Neuheit zu überraſchen, ſo möchte es doch vielleicht beitragen, in Bezug auf Voltaire's Leben und Wirken, namentlich auf ſein Verhältniß zu dem großen Könige, in vieler Beziehung berichtigend, ergänzend und erhellend zu wirken, ganz abgeſehen von der Feinheit des Ausdruckes, dem Reichthume der Wendungen, dem Petillanten des Gedankens, der Grazie und Schärfe des Witzes, im Ganzen von der Kunſt des Briefſtyls, wie er in unſerer Zeit immer mehr zur Mythe wird; wir correſpondiren ja nur noch in telegraphiſchen Depeſchen.

Voltaire's Werke haben ihre Bedeutung nur in der auf ihre Periode berechneten Wirkung, nicht in einer über alle Zeit erhabenen Schönheit, wie diejenigen Shakeſpeare's, Corneille's und Göthe's. Das Intereſſe an ſeiner Perſönlichkeit jedoch und an den Aeußerungen derſelben durch ſeine Briefe wird ſeine Tragödien und Comödien, ſeine Romane und hiſtoriſchen Werke, ſeine Gedichte, die Madrigaux ausgenommen, weit überdauern.

Die folgenden Briefe werden die Antheilnahme an ſeiner Perſönlichkeit nicht nur unterſtützen, ſondern auch erhöhen. Sie zeigen ihn von einer theilweiſe neuen, von

einer ſchön menſchlichen und liebenswerthen Seite, in einer reinen, aufrichtigen, innigen, ja begeiſterten Verehrung einer Frau, die allerdings zu den Geiſtigbegabteſten, zu den Ausnahmen ihrer Zeit und ihres Standes gehörte. Mit ſeinen Sarkasmen hat der berühmte Schriftſteller Niemanden verſchont, weder Feind noch Freund, weder Hoch noch Heilig; aber vor dieſer Frau verſtummte ſeine Spottſucht, vor ihr kehrte die Menſchenachtung in ihn ein, fühlte er eine Regung, die er vielleicht lange nicht mehr geſpürt hatte, den Schlag eines warmen, lebendigen Herzens. Nur einmal wurde der Markgräfin gegenüber ſeine Spottſucht laut, bei Gelegenheit eines Zuſammentreffens mit ihr in Colmar, von wo er ſchreibt: »Wahrhaftig, das Wiederſehen war ſehr rührend und muß auf mich großen Eindruck gemacht haben; denn des andern Tages war ich am Tode.« Aber auch hier war der Stachel nicht gegen die Markgräfin, ſondern gegen ihn ſelbſt gerichtet, darüber, daß er dieſe Rührung nicht wegſpotten konnte, ſondern ſich ihr willenlos preisgeben mußte.

Aber auch die Markgräfin lernen wir von einer andern Seite kennen, als ſie gewöhnlich dargeſtellt wird. Sie iſt in unſerer Zeit des wieder erſtarkten Familiengefühls gewiſſermaßen in Mißkredit gekommen durch die rückſichtsloſe Weiſe, mit der ſie ſich in ihren Denkwürdigkeiten über ihre Familie ausgeſprochen hat. Schloſſer war es, der in ſeiner Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts den Ton zur Mißſtimmung gegen dieſe Frau

angab, in einer Form der Entrüſtung, die bei einem weniger derben und rigoroſen Leſer nur eben wieder Entrüſtung hervorrufen muß.

Allerdings iſt die bittere und animoſe Art, wie Wilhelmine ſich über ihre königlichen Eltern äußert, nicht zu rechtfertigen, wohl aber zu begreifen. Unſere Zeit ſucht nach dem Einklang zwiſchen Geiſt und Gemüth; in jenen Tagen war man allein von dem Beſtreben bewegt, nur Geiſt zu zeigen, ſelbſt auf Koſten der heiligſten Gefühle. Um einen feinen Witz, ein überraſchendes Bonmot kannte man keine Schonung, ſelbſt gegen die nächſten Angehörigen nicht, und wenn dieſe Sucht auch nur ein geſellſchaftlicher Ton war und am Ende nicht ſo gefährlich, als er ausſehen mochte, ſo war dieſer Ton wenigſtens nicht dazu angethan, die Gemüthsſeite des Lebens zu pflegen, das Familiengefühl zu ſtärken. Wilhelmine litt an dieſem Uebel ihrer Zeit. Ferner aber waren ihre Denkwürdigkeiten, nicht für die Oeffentlichkeit geſchrieben, nur ein rückhaltsloſer Erguß des Herzens, noch dazu geſchrieben in einer Periode ihres Lebens, wo der unterdrückte Schmerz ihres Herzens um die verlorene Liebe ihres Gemahls ſie die Erlebniſſe ihrer bewegten Jugend dunkler erſcheinen und bitterer empfinden ließ, als es ſonſt der Fall geweſen wäre. Wenn auch Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten ihr nachgewieſen werden können, ſo waren dieſe ſicherlich nicht mit Bewußtſein geſchehen. Die Markgräfin war mit dem feinen Nervenſtoff ihres

Jahrhunderts begabt, und reizbar bis zum Exzeß; sie war eine Frau und schrieb aus der Bewegung ihres Innern heraus, und das eben ist ein Beweis, daß sie nichts weniger als herzlos und gemüthlos war, wie man sie hinzustellen geneigt ist. Dieses und Alles, was man noch weiter gegen sie aufbringen mag, wird glänzend aufgewogen durch den Heroismus der Liebe, mit dem sie zu ihrem Bruder stand in den höchsten Nöthen desselben, und der so stark und mächtig war, daß er mit seiner Gluth endlich ihren schwachen Körper zerbrach.

Die Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Brandenburg-Baireuth war die älteste Tochter König Friedrich Wilhelm's I. in Preußen und am 3. Juli 1709 in Berlin geboren. Am 20. November 1731 hatte sie ihren Vetter von der fränkischen Linie der Hohenzollern, den Erbprinzen Friedrich von Brandenburg-Baireuth, der 1735 als Markgraf zur Regierung gelangte, geheirathet. Diese Ehe war gewissermaßen ein Entschluß der Verzweiflung. Wer kennt nicht die Katastrophe aus der Jugendgeschichte Friedrich's des Großen, dieses erschütternde Drama in einem Königshause!

Die alte Verbindung der Hohenzollern mit dem Welfenhause sollte, nachdem aus dem unumschränkten, lustigen Kurfürsten von Hannover ein sehr gravitätischer, sehr umschränkter König von England geworden war, neu und fester hergestellt werden durch das bekannte Doppelheirathsprojekt, nach welchem Wilhelmine

ihren Vetter, den Sohn des Prinzen von Wales, ſpäteren Georg's II., der preußiſche Kronprinz hingegen, deſſen Schweſter, die engliſche Königsenkelin, heirathen ſollte. Die Königin in Preußen, Tochter Georg's I., eine ſtolze und ehrgeizige Frau, ſchwelgte in dieſem Gedanken. In ihrem Geiſte war er ſchon ſo gut wie in Erfüllung gegangen, um ſo mehr, als ihr Gemahl, der rauhe, nüchterne, polternde und doch ſo redliche, praktiſche und kluge König Friedrich Wilhelm I., dem Projekte nicht abgeneigt war. Brauchte er doch ſeiner Tochter kein Heirathsgut und ſeinem Sohne keine erhöhte Apanage zu geben; Geld wäre aus England genug gekommen, vielleicht auch einige lange Flügelmänner für die Potsdamer Parade; alſo war er ganz zufrieden. Wilhelmine — Königin von Großbritannien! Die Königin hatte voraus Alles geordnet, nur eines hatte ſie vergeſſen — das Haus Habsburg.

Welche gefahrdrohende Macht mußte dieſem aus ſolcher engen Verbindung der zwei evangeliſchen Mächte erwachſen? Wenn auch nicht England ſo ſehr zu fürchten geweſen wäre, aber doch Preußen, dieſes von dem Hauſe Habsburg ſtets mit ſcheelem, argwöhniſchem Auge betrachtete »Neu-Königthum« mit ſeinem bürgerlichen Hofe, ſeinem puritaniſchen Staatshaushalte, ſeinen trefflichen Finanzen und langen Soldaten. Mußte die Schutzherrſchaft, die daſſelbe bereits mit ſo vielem Nachdrucke über die in den deutſchen Reichslanden unterdrückten Evangeliſchen aus-

übte, nicht zu einer Macht heranwachſen, die eines Tages dem Hauſe Habsburg den Fehdehandſchuh hinwerfen und die deutſche Kaiſerkrone vom Haupte nehmen würde? Wir meinen nicht jene Krone, die im Domſchatze zu Aachen verwahrt wurde, ſondern die unſichtbare, die der friſcherwachte Geiſt der Nation auf das Haupt deſſen drückt, der ihr Sehnen, Fühlen und Denken zur friſchen That geſtaltet. Darum durften dieſe Heirathen nicht vollzogen, darum mußte von der öſtreichiſch-geſinnten und bezahlten Umgebung des Königs in dem argloſen Gemüthe deſſelben Unzufriedenheit, Unwille, Zorn, Argwohn gegen diejenigen geweckt und genährt werden, die ſeinem Herzen am nächſten ſtanden, gegen Frau und Kinder, vornehmlich gegen Wilhelmine und den Kronprinzen. Zuletzt gelangte denn das ſchöne Werk der beiden Agenten Grumbkow und Seckendorf zu einer Kataſtrophe, die ſelbſt den Urhebern den Angſtſchweiß auf die Stirne trieb, zu dem mißglückten Fluchtverſuche des Kronprinzen und ſeiner und ſeines Complicen Katte Verurtheilung zum Tode durch ein Kriegsgericht.

Katte mußte vor den Augen des Kronprinzen ſterben; von der Vollziehung des Urtheils an dem Kronprinzen vermochten den König nur mit größter Mühe die ernſteſten Vorſtellungen fremder Höfe und einflußreicher Perſonen abzubringen. Unter letztere gehörte die energiſche Frau von Kameke, Oberhofmeiſterin der Königin; ſie hatte den Muth, dem vor Wuth ergrimmten Könige

zu ſagen: »Majeſtät, Sie haben Sich bis jetzt bemüht, ein gerechter, guter und gottesfürchtiger Fürſt zu ſein; Gott hat Sie zum Lohne dafür mit ſeinen Segnungen überhäuft, aber zittern Sie, und fürchten Sie das Gericht Gottes. Er hat zwei Fürſten geſtraft, die ebenfalls, wie Sie es im Sinne haben, das Blut ihrer Söhne vergoſſen hatten; Philipp II. und der Czar Peter ſind ohne männliche Nachkommenſchaft geſtorben; ihre Länder ſind eine Beute äußerer und innerer Kriege, und dieſe beiden Monarchen, ſo groß ſie auch waren, der Abſcheu der Menſchheit geworden. Gehen Sie in Sich Majeſtät; die erſte Aufwallung Ihres Zornes iſt noch verzeihlich, aber ſie wird ſtrafbar, wenn Sie dieſelbe nicht zu überwinden ſuchen.

Habsburg ſah ſeine Abſichten mit Erfolg gekrönt. Der König bekam eine entſchiedene Abneigung gegen die engliſchen Heirathen, der Kronprinz ſollte vollſtändige Verzeihung erhalten und ſeiner Haft in der Feſtung Küſtrin entlaſſen werden, wenn Prinzeſſin Wilhelmine ſich entſchlöſſe, den Brandenburgiſchen Vetter, den Erbprinzen von Baireuth, zu heirathen. Und ſiehe, die Königstochter opferte ſich; denn ein Opfer war es, ſich für einen Gemahl zu erklären, den ſie nicht kannte, nie geſehen hatte, ſie opferte ſich für ihren Bruder, welcher der Gegenſtand ihrer Liebe und Sorge von Jugend auf geweſen war; ſie opferte ſich für die Ruhe und das Glück ihrer Familie; ſie, die einſt von vier gekrönten Häuptern auserſehen war, die Throne von Schweden,

Polen, Rußland, England zu schmücken, sie heirathete den künftigen Erben eines Landes, das zwar anmuthig und blühend, aber von einem Umfange war, daß die Regierungsgeschäfte beim Frühstücke besorgt werden konnten. Für dieses Opfer dankte ihr aber auch der Bruder, der spätere König, mit der ganzen Liebe, deren sein Herz fähig war.

Die Gefahr, welche das Kaiserhaus in diesen englischen Heirathen gesehen, wäre also glücklich beseitigt gewesen, dafür war aber eine andere, größere, ungeahnte erwachsen. Die Intriguen des östreichischen Hofes hatten den Jugend-Gährungsprozeß in dem Erben des preußischen Thrones beschleunigt; je verwerflicher die Mittel waren, desto heftiger war die Krisis, und je entschiedener diese, desto glänzender das Resultat, der feste geschlossene Charakter des Mannes, der nur den günstigen Zeitpunkt abwartete, dem Hause Habsburg den hohen Preis für die Schmerzen, Foltern und Kämpfe abzufordern. Habsburg selbst hatte die Drachensaat gesäet, und Schlesien ist in der Königskrone Preußens die zur Perle gewordene Thräne aus Friedrichs Herzen, geweint um das verlorene Glück der Jugend.

Der Brandenburgische Historiograph, Professor Dr. Preuß in Berlin, die erste wissenschaftliche Autorität in friedericianischer Geschichte, dessen reichem historischen Schatze wir bei der Herausgabe dieser Briefe manches wichtige Detail, dessen Wohlwollen wir viele Förderung verdanken, führt in seinem meisterhaft behandelten

Avertissement zu dem Briefwechsel Friedrich's des Großen mit seiner Lieblingsschwester eine Aeußerung an, welche de Catt, der Vorleser Friedrich's des Großen, aus dem Munde desselben vernommen hatte: »In meiner Jugend wollte ich Nichts thun, ich lief immer nur umher. Da sagte meine Schwester von Baireuth zu mir: Schämst Du Dich nicht, Deine Talente so zu vernachlässigen? Und darauf machte ich mich an die Lectüre.« Wilhelmine legte also in ihren Bruder den ersten Keim und Trieb zur Entfaltung jener in ihrer Mannigfaltigkeit, Kraft und Regsamkeit heute noch von aller Welt angestaunten geistigen Fähigkeiten. Vielleicht war die Schwester mit der Feder in der Hand noch bedeutender als der Bruder, nicht sowohl von der philosophisch-speculativen, als von der plastisch-gestaltenden Seite. Ein paar Zeilen genügen ihr, ein lebendiges, sprechendes, wenn auch groteskes Bild einer Person hinzustellen; plastisch ist auch ihre Schrift mit den männlichen Zügen, während man die weich gezogenen, ja weiblichen Schriftzüge ihres Bruders speculativ nennen möchte.

Wer den Charakter König Friedrich Wilhelm's I. kennt, dem alle Kunst und Wissenschaft ein Gräuel war, dem möchte es auffallend erscheinen, daß gleichwohl seine älteste Tochter eine Erziehung erhielt, die weit über dem Niveau derjenigen stand, welche den Fürstentöchtern damaliger Zeit zu Theil wurde. Im Grunde bekümmerte sich der König wenig um die Erziehung seiner Töchter; was er bei seinem Sohne für eine Gefahr erachtete und

auf jede mögliche Weiſe zu hindern ſuchte, ließ er bei ſeiner Tochter hingehen, zumal dieſe zur engliſchen Königin auserſehen war, und die Engländer auf ſolche Dinge, ihm freilich unbegreiflich, noch etwas gaben. Jedenfalls reſpectirte er in Wilhelmine die Erinnerung an ſeine geiſtig erhabene Mutter Sophie Charlotte, die Freundin und Verehrerin des großen Leibniz, die Stifterin der Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin, der Nachahmung des Inſtituts von Frankreich. Für die Wahrnehmung, daß Charaktereigenſchaften und geiſtige Fähigkeiten gewöhnlich nicht im erſten, ſondern im zweiten Gliede wieder zum Vorſchein kommen, möchte die Prinzeſſin Wilhelmine einen glänzenden Beweis abgeben; ſie war auch die geiſtige Enkelin Sophie Charlottens; in ihr wirkten und arbeiteten die Bildungselemente der philoſophiſchen Königin fort, und zwar in directer Linie durch Fräulein von Sonsfeld, welche früher Hofdame der Königin geweſen war und ſpäter die Stellung einer Erzieherin bei der Prinzeſſin einnahm. »Sie beſprach« ſchreibt Wilhelmine in ihren Memoiren, »mit mir täglich Dinge, die am Ende von keiner großen Bedeutung waren, durch die ſie mir aber dennoch, indem ſie von Allem, was vorging, die Gelegenheit ergriff, ſelbſtſtändige Anſichten beizubringen ſuchte. Ich befleißigte mich der Lectüre, die bald meine Lieblingsbeſchäftigung wurde. Durch den Nacheifer, welchen ſie mir einflößte, gewann ich auch Geſchmack an meinen übrigen Studien. Ich lernte Engliſch,

Italieniſch, Geſchichte, Geographie, ich legte mich auf Philoſophie und Muſik und machte in kurzer Zeit erſtaunliche Fortſchritte. Eine wahre Leidenſchaft ergriff mich für das Lernen, ſo daß man ſich zuletzt genöthigt ſah, meinen zu großen Eifer zu beſchränken.«

Dieſer Eifer hatte ſich durch die Appellation der Schweſter an das Ehrgefühl des Bruders auch dem Kronprinzen mitgetheilt. Friedrich kam jeden Nachmittag zu Wilhelmine, ſie laſen, ſchrieben zuſammen und beſchäftigten ſich, ihren Geiſt zu bilden. Jedenfalls vertrat hier Wilhelmine ſchon als die Aeltere die Stelle einer Lehrerin, ſie war bereits geiſtig entwickelter als der Bruder, ſie beaufſichtigte auch die Erziehung ihrer jüngeren Schweſtern und ward, körperlich faſt noch ein Kind, von ihren Eltern und dem Hofe geiſtig als eine Erwachſene behandelt. Daß bei dieſen Nachmittagsexercitien auch manche Allotria unterliefen, läßt ſich denken. Die Schwächen von Perſonen ihrer Umgebung machten ſchon frühe die Spottluſt Beider rege. So wandten ſie z. B. Scarrons komiſchen Roman auf die kaiſerliche Partei am Hofe an, und konnten ſich auf dieſe Weiſe, ſelbſt in Gegenwart Anderer, ganz ungenirt über die verhaßten Perſönlichkeiten luſtig machen, ohne daß ein Dritter etwas davon merkte. Grumbkow z. B. war la rancune, Seckendorf la rapine. Wenn die Geſchwiſter über Madame Bouvillon Witze machten, ſo meinten ſie darunter die gute, in äußerer Fülle etwas zu ſehr aufgegangene Frau von Kameke, die wir ja

bereits kennen. Eines Tages fragte dieſe, wer denn dieſe Madame Bouvillon wäre? Das iſt die Oberſthofmeiſterin der Königin von Spanien, antwortete der Kronprinz, und man kann ſich wohl denken, mit welcher Miene nach ſeiner Schweſter hin. Als ſpäter in einem großen Zirkel der Königin die Rede vom ſpaniſchen Hofe war, bemerkte Frau von Kameke, die nichts von Scarrons Roman wußte, daß alle Oberſthofmeiſterinnen der Königin von Spanien aus der Familie der Bouvillons ſeien. Ein allgemeines Gelächter entſtand, und Frau von Kameke ſah jetzt wohl ein, daß ſie eine Sottiſe geſagt und vom Kronprinzen myſtificirt worden war. Aber ſelbſt der Königliche Vater wurde nicht geſchont und von den ſchlimmen Kindern mit »le ragotin« bezeichnet — eine Verirrung des kindlichen Herzens, welche ſpäter von der Markgräfin aufrichtig bereut wurde. Man würde jedoch beide geiſtige Zwillingsgeſchwiſter in ihrer ſpäter zu Tage tretenden Eigenthümlichkeit inmitten eines Hofes, an welchem die ſtrengſte, proteſtantiſche Rechtgläubigkeit herrſchte, bei dem damaligen verwilderten Zuſtande der deutſchen Wiſſenſchaft, bei der Bildungsarmuth der Geſellſchaft nicht begreifen können, vergäße man die eigenthümlichen Umſtände, unter denen ihre Jugendbildung begann.

Bekanntlich hatte Friedrich Wilhelm, der große Kurfürſt von Brandenburg, 1685 den durch die Aufhebung des Edikts von Nantes aus Frankreich vertriebenen Evangeliſchen eine Zufluchtsſtätte in ſeinen Staaten eröffnet; ein Theil der Refügiés kam

nach Berlin und gründete hier die noch heute blühende französische Kolonie. Die Franzosen brachten neue und ergiebige Kunst- und Industriezweige in das Land, aber auch einen neuen Geist und eine neue Bildung. Die nüchterne, den Dingen auf den Grund gehende, Schein und Sein haarscharf trennende Anschauungsweise der Mark bekam durch die Franzosen und deren Geisteskultur einen scharfen, zugespitzten, treffenden und oft glänzenden Ausdruck. Deutsche Anlage und französische Bildung verbanden und ergänzten sich so, und Wilhelmine und ihr Bruder, aus dem Boden der Mark erwachsen, von französischen Emigranten, einer Frau von Rocoulles, Fräulein von Montbail, einem Duhan, La Croze erzogen, sind als die glänzenden und charakteristischen Ergebnisse jener Verschmelzung, als die ersten Repräsentanten einer Geistesrichtung zu betrachten, die in Deutschland heute noch als vereinzelt dasteht und die man speziell als »Berliner Geist« bezeichnen könnte.

Die erste Bekanntschaft beider Geschwister mit Voltaire, dem hellstrahlenden Sterne, der in den ersten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts in der französischen Literatur, damals der Weltliteratur, aufgegangen war, ist wohl in diese heimlichen Nachmittagsandachten zu verlegen. Mit welcher Begierde mag man die Henriade verschlungen haben! Wie sanft und wohllautend flossen diese Verse dahin, gegen diejenigen, welche man aus dem deutschen Gesangbuche alle Sonntage zweimal singen

mußte! Wie mag man bei dieſem verbotenen Genuſſe ſich vor der Ueberraſchung durch den Herrn Papa gefürchtet haben, und um wie viel wurde dadurch jener Genuß erhöht! Was war Oedipe für eine erhabene Poeſie gegen die rohen deutſchen Comödien, die man ſo oft in der Gegenwart des Königs anzuſehen gezwungen war! Welch' friſcher, lebendiger Quell ſprang in Voltaire's franzöſiſchen Präparaten engliſcher Denker, was war die Geiſtesfreiheit eines Newton, Locke, Pope, gegen die pietiſtiſche Beſchränktheit des Paſtors Franke aus Halle, deſſen Betſtunden die königlichen Kinder aushalten mußten! Und erſt die Verſe, dieſe graziöſen, petillanten, geiſtſprühenden Verſe — ja die neue Geiſtesoffenbarung hieß Voltaire.

Die erſte ſchriftliche Annäherung des Kronprinzen an Voltaire geſchah in dem bekannten Briefe vom 8. Auguſt 1736; er enthielt ein vollſtändiges, geiſtiges Glaubensbekenntniß des vierundzwanzigjährigen Prinzen und ſchloß mit einer Einladung nach Rheinsberg. Voltaire fühlte ſich von dieſem huldigenden Briefe aufs Höchſte geſchmeichelt. »Das iſt ein philoſophiſcher Prinz, das iſt ein Menſch und folglich ein ſehr ſelten Ding,« ſchrieb er an einen ſeiner Freunde. Natürlich war er bemüht, die Kunde davon überall hin zu verbreiten, ſo daß ſie auch den Weg in deutſche Zeitungen fand. Unter dieſen war der »Nürnberger Friedens- und Kriegskurier« eine der hervorragendſten, und der Redakteur deſſelben iſt gemeint, wenn Friedrich, jedenfalls auf

die Mittheilung ſeiner Schweſter hin, in einem Briefe vom 3. Februar 1737 an dieſelbe ſchreibt: »Ich weiß nicht, wodurch ich mich bei dem Nürnberger Zeitungsſchreiber ſo ſehr in Gunſt geſetzt habe; jedenfalls thut er mir ſehr viel Ehre an, mich ſo hoch zu ſtellen, mich, der ich nichts als ein unwiſſender Menſch bin, und der ich nur ein Verdienſt habe, nämlich nicht blind in Bezug auf mich ſelbſt zu ſein. Voltaire ſteht mit mir in Briefwechſel und vielleicht hat man daraus angenommen, daß er hierher kommen würde.« Hier geſchieht zwiſchen den Geſchwiſtern die erſte, bis jetzt bekannte, ſchriftliche Erwähnung des Schriftſtellers und dann nur noch einmal ganz flüchtig. Der Herbſt des Jahres 1740 brachte endlich nach vier Jahren einer ſehr lebhaften und emphatiſchen Correſpondenz mit dem Kronprinzen von Preußen die längſt gewünſchte perſönliche Zuſammenkunft mit dem Könige in Preußen auf Schloß Moyland in der Nähe von Weſel. Voltaire fand ſeinen Freund »einen kleinen, in einen Hausrock von grobem blauen Tuche eingehüllten und von Fieber geſchüttelten Mann.« Herr von Voltaire! lautete die Meldung des Einführenden. Voltaire iſt da — der Längſterſehnte, ungeduldig Erwartete — »die Hoffnung des Menſchengeſchlechtes« und dieſer kleine, junge Mann im Fieberanfalle iſt »der Salomon des Nordens«. Ob ſich der König »die Hoffnung des Menſchengeſchlechtes« ſo mager und gebrechlich, ob ſich der Dichter »den Salomon des Nordens« ſo klein und in ſo dürftiger Um-

gebung — das Zimmer waren vier nackte Mauern und es brannte nur ein Licht — vorgeſtellt hatte? Voltaire iſt da! Die finſteren Dämonen des Fiebers flohen jetzt vor dem leuchtenden Antlitz des Sohnes Apolls ebenſo ſchnell, wie vier Wochen ſpäter, am 26. Oktober, bei der Nachricht von dem Tode des letzten Habsburgers.

Der zweite Beſuch Voltaire's folgte ſehr ſchnell dem erſten. Am 21. November deſſelben Jahres ſehen wir ihn in Rheinsberg ankommen, angeblich um dem Könige Bericht über den Druck des Antimacchiavel abzuſtatten, in Wahrheit aber im Auftrage des franzöſiſchen Cardinalminiſters Fleury. Gegen den Rhein hin läßt der König befeſtigen — das macht in Paris dem alten Herrn in Purpur, der durchaus mit ſeinem Portefeuille vor dem Throne Gottes erſcheinen will, Sorge — unnöthigerweiſe — gegen den Rhein macht der König Bewegungen, und an Schleſien denkt er. Der franzöſiſche Geſandte in Berlin, Marquis von Beauveau, kann kein Licht in der Sache erhalten; was einem Diplomaten unmöglich iſt, bekömmt vielleicht ein Freund aus dem Könige heraus, und Voltaire wäre der glücklichſte Sterbliche, wenn er eines Tages, und wäre es an dem kleinſten Hofe, als außerordentlicher Geſandter Seiner allerchriſtlichſten Majeſtät empfangen werden könnte. Friedrich blieb aber auch gegen »die Hoffnung des Menſchengeſchlechtes« undurchdringlich, und ſo mag es wohl gekommen ſein, daß der König eines Abends, die erneuten, vorſichtigen Forſchungen ſeines Freundes abbrechend,

denſelben bei der Hand genommen und zu einer Dame geführt haben mag, mit den Worten: »Hier ſtelle ich Sie meiner geliebten Schweſter vor«. Dieſe Dame von zartem, feinem Wuchſe mit einem kleinen, fein modelirten Kopfe, einem Antlitze, deſſen Haut ſo weiß und zart war, daß man, wie bei jener ſchönen Augsburgerin, wenn ſie trank, die Spur des rothen Weines verfolgen konnte, dieſe Frau, deren große, helle, blaue Augen gewiß voll begeiſterten Intereſſes dem hochverehrten Genius entgegen kamen und deren kleiner, graziöſer, ſonſt etwas ſpöttiſch gezogener Mund den Gelehrten und Dichter in der Sprache ſeines Vaterlandes mit Ausdrücken der Verehrung überhäuft haben wird, — dieſe Dame war die Markgräfin von Baireuth.

Welch ungebundenes, heiteres, anziehendes und genußreiches Leben in dieſem zwölf Meilen von Berlin entfernten, von Seen, Hügeln, Buchenwäldern umgebenen, vom Kronprinzen Friedrich erbauten Schloſſe von Rheinsberg! Hier wurden die weißen Nächte von Sceaux wiederholt, mit dem Unterſchiede, daß keine Verſchwörungen geſchmiedet wurden, und wenn, dann höchſtens gegen die Langeweile. Es iſt, als ob Watteau und Lancret, mit deren Werken das Schloß angefüllt iſt, in Gebüſchen verſteckt, hier die Vorbilder zu ihren köſtlichen Darſtellungen gefunden hätten. Seen, Gärten, Pavillons, Grotten, Einſiedeleien, belebt von luſtigen, witzigen Kavalieren, von ſchönen, galanten Damen, Alles ſingend, jubelnd, tanzend, ſpielend und koketti-

rend. Wenn der Abend kommt, der frühe, in jener Gegend ſo rauhe Herbſtabend, dann flammen die Kerzen in dem großen ſechsfenſtrigen, vergoldeten, von Pesne gemalten Spiegelgemach der Königin auf. Der König, des Tages über ernſten Entwürfen gegen das Haus Habsburg brütend und denkend, kommt nun zum Vorſchein. Das Concert beginnt, der König führt die Markgräfin an das Klavier, greift ſelbſt zur Flöte und bläſt eins jener Adagio's, in denen er Meiſter iſt und alle Welt entzückte. Die Pauſen zwiſchen den einzelnen Vorträgen werden von der Markgräfin in philoſophiſchen oder witzig heiteren Geſprächen mit Maupertuis, Algarotti, Jordan, Keyſerling verbracht, vornemlich aber mit Voltaire, der ihr neu und ſo galant, ſprühend und glänzend iſt, als wäre er ein Madrigal von ſich ſelbſt.

Wie viele Berührungspunkte giebt es zwiſchen Beiden! Wie denkt Voltaire über ſein Verhältniß zu dem Hofe von Verſailles, was hält er von Ludwig XV., was von Frau von Pompadour und dem Cardinal Fleury? Giebt er in der Tragödie der Lecouvreur oder der Clairon den Vorzug? Wer iſt tiefer in der Muſik, Haſſe oder Graun? Welche Reſultate hat er aus dem Studium Newton's gewonnen? Welches Urtheil fällt er über Wolff, den philoſophiſchen Meiſter ihres Bruders, welches über Descartes, zu welchem ſie geſchworen hat? Herrliche, unvergeßliche Tage! Sie waren auch die letzten des Glanzes von Rheinsberg! Hier war das

eigentliche Sansſouci des großen Königs, und merkwürdiger Weiſe hat er es in ſeinem Leben nicht wieder geſehen. Dieſen Tagen folgten noch vierzehn des Zuſammenſeins in Berlin nach; dann kehrte Voltaire mit Ehren überhäuft, aber als der Verſchwiegene wider Willen in Bezug auf die Pläne des Königs nach Brüſſel zur Marquiſe du Chatelet, die Markgräfin aber erſt nach der Eroberung Schleſiens, die bekanntlich ſehr ſchnell ging, und nach der Rückkehr ihres Bruders am 5. Juni 1741 nach Baireuth zurück. Die Eindrücke, die ſie von der Perſönlichkeit Voltaire's erhalten hatte, wirkten in ihr fort. Ein Jahr darauf langte, vielleicht zum Andenken des Tages der erſten perſönlichen Begegnung, in Cirey oder Brüſſel ein Packet, wahrſcheinlich ein Geſchenk enthaltend, an. Daſſelbe war begleitet von einem Briefe des Leibarztes und zugleich Geheimſecretairs der Markgräfin in literariſchen Dingen, des Herrn von Superville oder des Philoſophen Superville, um mit Voltaire zu ſprechen. Wer war im vorigen Jahrhundert nicht Philoſoph! Die Philoſophie war Mode, wie heute die exakten Wiſſenſchaften, und wie heutzutage ſich Jeder für einen Naturkundigen hält, der da weiß, daß das Feuer kein Stoff, ſondern eine Kraft iſt, ſo war auch damals jeder Philoſoph, der nicht an den Kirchenteufel glaubte. Auf die Sendung der Markgräfin und den Brief ihres Leibarztes, deſſelben Superville's, dem ſie ſpäter das Manuſcript ihrer berühmten Memoiren übergab, war

von des Dichters Seite keine Antwort erfolgt. Möglich, daß die Markgräfin eine leiſe Aeußerung der Verwunderung von ſich gab, vielleicht durch Herrn von Superville, genug an einem Oktobertage kam das erſte Briefblatt, von des Dichters eigner Hand geſchrieben, im Schloſſe von Baireuth an. Voltaire befand ſich damals in Brüſſel, wohin er ſich zeitweiſe mit der Marquiſe du Chatelet begab, und von wo aus er zwiſchen dem erſten und neunten September ſeinen königlichen Freund, den Sieger von Mollwitz und Czaslau, in den Bädern von Aachen begrüßt hatte.

Von Voltaire.

Brüſſel, den 26. September 1742.

O du, Minerva gleich in jeder Kunſt,
Welch' ſchrecklich Mißgeſchick hat mich erkoren,
Daß mehr als ſechzig Verſe ich verloren
Und auch die Ehre deiner Gunſt?
Wie's armen Sterblichen ſo oft ergeht,
Wenn Herz und Hand zur Andacht ſie erhebend,
Am Fuß des Hochaltars abmurmeln ihr Gebet —
Ein Teufel kommt, verrennt den Weg zu allen Himmelsthoren,
Und alles Beten iſt umſonſt — verloren.

»Daraus mögen Eure Königliche Hoheit erkennen, wie es mir ergangen iſt. Ungefähr vor einem Jahre erhielt ich Ihrerſeits ein kleines, allerliebſtes Packet mit einem Briefe des Philoſophen Herrn von Superville. Ich

mußte nach Paris abreiſen eben in dem Augenblicke, wo ich dieſen Beweis Ihrer Güte und Huld erhielt. Apollo, die neun Muſen und die große Gottheit der Dankbarkeit nehme ich zu Zeugen, daß ich auf dem Wege eine ſehr beträchtliche Anzahl ſchlechter Verſe machte; in Paris angekommen, ſchrieb ich zu dieſen Verſen vier Seiten Proſa und trug das enorme Packet perſönlich auf die Pariſer Hauptpoſt. Nach der Dringlichkeit, mit der ich es empfahl, hat man darin jedenfalls große Staatsgeheimniſſe gewittert. Wie werden die Neugierigen verblüfft geweſen ſein! In höherem Grade jedoch bin ich es, Madame, nach dem was mir heute zukommt. Ich muß erfahren, daß Ew. Königliche Hoheit weder Proſa noch Verſe erhalten haben, und daß Sie mich und zwar mit Recht für einen trägen Barbaren halten werden, ohne jegliche Kenntniß deſſen, was ſich ſchickt. Seien Sie gerecht Madame, denken Sie, wie unmöglich es iſt, Ihre Huld und Gnade zu vergeſſen, und glauben Sie, daß ich nicht nur die Ehre hatte, Ew. Königlichen Hoheit zu ſchreiben, ſondern daß ich perſönlich Ihnen meinen Dank in Ihrer Heimath abgeſtattet haben würde, wenn eben die Verhältniſſe mir dieſe angenehme Reiſe geſtattet hätten. Niemals jedoch, Madame, werde ich die fürſtliche Philoſophin, die Beſchützerin der Künſte, die muſikaliſche Meiſterin, das Vorbild aller geſelligen Tugenden vergeſſen. Ihr durchlauchtigſter Bruder, der König, der bald hier bald dort iſt, hatte mich vor nicht langer Zeit nach Aachen be-

fohlen. Ich ſah ihn, Madame, er erſchien wie ein Held, machte ſich über die Aerzte luſtig und badete zu ſeinem Vergnügen. Ich fand keine Veränderungen an ihm, vielleicht nur in ſeinem Geſichte. Vor zwei Jahren hatte ich es vom Quartanfieber etwas abgemagert geſehen, jetzt hat es an Rundung zugenommen, die zu einem Lorbeerkranze vortrefflich ſteht. Trotz ſeiner zwei Siege iſt der König ebenſo menſchlich und leutſelig geblieben, als er es früher war. Ach Madame, niemals werde ich aufhören, mit wehmüthiger Freude an die Tage zurückzudenken, wo ich in der Zurückgezogenheit von Rheinsberg Ew. Königlichen Hoheit und Seiner Majeſtät meine Huldigungen darzubringen die Ehre hatte. Ebenſo wird mir die Gnade, die mir von Seiner Hochfürſtlichen Durchlaucht dem Markgrafen zu Theil wurde, immer gegenwärtig bleiben, und mein ſehnlichſter Wunſch iſt, wenigſtens noch ein Mal in meinem Leben gleiche Ehre genießen zu dürfen. Unter Verſicherung meines tiefſten Reſpektes bin ich

Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigſter und gehorſamſter Diener

Voltaire.«

Der ironiſche Zufall ſchien es fügen zu wollen, daß die Markgräfin immer mit Voltaire zuſammentreffen ſollte, wenn er ſeine diplomatiſchen Anwandlungen hatte. Richelieu, der große Staatsmann, wollte ein

großer Dichter, Voltaire, der große Schriftsteller, dagegen ein großer Staatsmann sein, und Beide machten in dem, was sie sein wollten, Fiasco. So auch wieder Voltaire, als er im August 1743 von Paris nach Berlin kam, um den König in dem östreichisch-bairischen Erbfolgekrieg zu einer Aktion, d. h. zur Aufstellung einer Neutralitäts-Armee zu Gunsten des bairischen Kurfürsten und unglücklichen deutschen Kaisers Karl VII. und des mit ihm verbündeten französischen Kabinets Amelot-Maurepas zu bewegen. Der König hatte aber keine Lust, in diesem unglücklichen Handel die Kastanien aus dem Feuer zu holen; er lachte Voltaire aus, als dieser anfangs tastend, dann deutlicher mit seinem Auftrage, oder wie man es nennen mag, hervortrat, und forderte ihn auf, anstatt den diplomatischen Agenten zu spielen, lieber sein Begleiter auf einer Reise nach Baireuth zu sein. Da war der brillante Schriftsteller allerdings besser am Platze. Friedrich hatte auch eine politische That im Sinne, aber nicht eine nach Frankreichs Vorschlage, sondern er strebte zur Aufrechthaltung des schwachen Karls VII. gegen Oestreich einen deutschen Fürstenbund an und machte zu dem Zwecke einen Abstecher nach Ansbach, wo er auch den Fürstbischof von Würzburg zu finden hoffte, um die fränkischen Fürsten über sein Projekt zu sondiren. Voltaire blieb zurück. Wie hätte auch der König daran denken können, ihn den Rosenketten zu entziehen, die sich hier um ihn schlangen, gewunden von zarten, fürstlichen Händen! Da war die

Markgräfin, die ſich aus dieſen wenigen Glückstagen geiſtige Anregung vielleicht für eine lange, unfruchtbare Zeit ſichern mußte, da war ferner die Herzogin von Württemberg, die ſpätere Schwiegermutter der Tochter Wilhelminens, eine Frau nicht ohne Geiſt, aber etwas auffallenden Benehmens, die ſich Nachts hinſetzte und mit eigner Hand: »La pucelle« abſchrieb. Da waren ſo viele junge, anmuthige und liebenswürdige Hoffräuleins, die vielleicht weniger von ſeinen Schriften geleſen hatten als ſie ihn aus pflichtſchuldiger Courtoiſie bewunderten und wie lachende, ſcherzende Grazien umſchwebten. — Wie viel Jugend, Schönheit, Lachen, Scherzen, Kokettiren, Fächeln und Schweben um ihn und er — der Glückſelige — mitten drinnen! Wir glauben es vollkommen, wenn Wilhelmine an den König nach Ansbach ſchreibt: »Er hat den beſten Humor von der Welt.« So ein wenig weiblicher Götzendienſt war ganz nach Voltaire's Geſchmack. Trotzdem die Prinzen Auguſt Wilhelm von Preußen und Ferdinand von Braunſchweig in Baireuth zurückgeblieben waren, war er doch der König »der glänzenden Vergnügungen«, wie der König in einer poetiſchen Anſprache an ſeine Schweſter die Reihe der Baireuther Feſtlichkeiten bezeichnet. — Natürlich hatte Wilhelmine Alles aufgeboten, um ihren Gäſten den Aufenthalt ſo genußreich als möglich zu machen, vielleicht auch um den Ihrigen zu zeigen, daß ſie auf ihre ehemalige Beſtimmung zu Glanz und Größe vollſtändig reſignirt habe

und daß man ſich auch in ſtillen, von aller Bewegung des großen Lebens abgeſchloſſenen Thälern Freuden und Genüſſe verſchaffen könne.

Die Markgräfin hatte, eine halbe Meile von Baireuth entfernt, auf einem grünen von einem ſanften Fluſſe umſchlungenen Hügel ein kleines Paradies, »Eremitage« genannt, gegründet. Ein in Ruſticalſtyl erbautes Schloß von nur einem Stockwerk, wie ſpäter Sansſouci, darin kühle, hohe Säle aus dem ſchönen Marmor des Fichtelgebirges. Zu den noch heute exiſtirenden Appartements der Markgräfin gehörte ein Gemach von japaniſcher Boiſerie, Geſchenk des Königs, ein Muſikzimmer von weißem und grünem Marmor mit muſikaliſchen Emblemen, oben friesartig mit den Bildniſſen der ſchönſten fürſtlichen Perſonen damaliger Zeit geſchmückt; Voltaire war nicht darunter, es waren nur Damen; daneben, nur mit einem Fenſter hinaus in die grüne Einſamkeit des Gartens ſchauend, ein Gemach in braunem Lack mit erhabenen, der Natur nachgebildeten Blumen, ſtill, verborgen, zum Denken, Dichten und Träumen gemacht. »Hier iſt es«, ſchreibt ſie in dieſem traulichen Raume, »wo ich dieſe Memoiren ſchreibe und viele Stunden mit meinen Betrachtungen verbringe.« Unten am Fuße des grünen Hügels verbarg ſich unter hochragenden, dichten Bäumen eine Einſiedelei, die Ruinen eines den Muſen geweihten Tempels darſtellend; innerhalb deſſelben ein Gemach mit Majoliken, ein anderes mit den Bildniſſen der berühmteſten Philoſophen

neuerer Zeit. Wie mag Voltaire geſchmunzelt haben, als er hier ſein Bildniß neben denen von Descartes, Newton, Leibniz, Locke, Bayle erblickte! Weiter oben ein großes Theater, wo man im Freien Opern aufführen konnte, außerdem Parnaſſe, Grotten, künſtliche Waſſerwerke, dichte, lange Lindenalleen, durch die kein Strahl der Sonne dringt, Bäume, Felſen und Waſſer und über dem Allen zur Zeit unſeres Beſuches die warme Herbſtſonne, die jener grünen, anmuthigen, von den blauen Höhen des Fichtelgebirges begrenzten Landſchaft einen mit ſo tiefen, glühenden Farben getränkten Nachſommer zu verleihen pflegt. In Eremitage müſſen wir uns die Mehrzahl dieſer Feſte denken, in deren Anordnung die Phantaſie des vorigen Jahrhunderts ſo fruchtbar war. Porporino half ſie durch ſeine Kunſt verherrlichen und heute noch lebt unter den Einwohnern von Baireuth die Tradition, daß Voltaire in »Mort de César« geſpielt habe, d. h. nicht in dem offenen Theater, ſondern in dem, welches im Schloſſe von Baireuth aufgeſchlagen war, in demſelben Schloſſe, wo die weiße Frau umgehen ſollte; eine weiſe Frau ging allerdings darin um.

Der Aufenthalt am dortigen Hofe währte vierzehn Tage; es war das erſte und einzige Mal, daß Voltaire in Baireuth war, aber dieſe Tage voll heiteren Glanzes, ſinniger Beziehungen und poetiſcher Huldigungen breiteten noch lange einen verklärenden Nachglanz über ſein Leben aus; der Eindruck von Baireuth auf ihn war

derſelbe, den ein ſtilles, verborgenes, anmuthiges Thal auf den von den Stürmen des Lebens unaufhörlich Hin- und Hergeſchleuderten ausübt. »Baireuth iſt ein wunderlieblicher ſtiller Ort,« ſchreibt der Dichter unter dem 16. Oktober 1743 an Maupertuis, »man kann da alle Annehmlichkeiten eines Hofes ohne die Unbequemlichkeit der großen Welt genießen.«

Das Bedürfniß Voltaire's war, ſich von einer Frau anbeten zu laſſen. Erſt waren es Schauſpielerinnen, welche dieſen Dienſt verrichteten, dann folgte ihnen die Marquiſe du Chatelet, »Uranie,« wie er ſie in der Epiſtel nennt, welche er an der Spitze der »Elements de la philosophie de Newton« an ſie gerichtet hatte. Ihre Leidenſchaften waren Voltaire und Algebra. Von ſeiner Seite war weniger Paſſion im Spiele, im Anfang liebte er die Marquiſe vielleicht aus Curioſität — eine mathematiſche Geliebte war neu und pikant — dann aus Gewohnheit. »La sublime Emilie« war ſehr eiferſüchtig. Wenn auch äußerlich kein Engel mehr, trieb ſie mit dem Flammenſchwerte jedweden anderen weiblichen Einfluß aus ihrem Paradieſe. Nur die gute Madame de Graffigny, die Verfaſſerin der »Lettres peruviennes« und anderer Sächelchen, wurde in Cirey geduldet; ihre ſechsundfunfzig Jahre waren nicht mehr gefährlich. Daher die auffallende Erſcheinung, daß in der Cirey-Periode der Briefwechſel Voltaires mit Frauen ungleich ſpärlicher iſt, als vor- und nachher. Durch den Tod der Marquiſe, am

10. September 1749 in Luneville, kam es zu einem großen Wendepunkte in dem Leben des Dichters. Was hielt ihn noch in seinem Vaterlande, daß er jetzt den lockenden Anerbietungen seines königlichen Freundes, die seit dreizehn Jahren so oft und in neuester Zeit dringender als je wiederholt worden waren, nicht folgen sollte? Etwa die Verfolgungen der Jesuiten, oder die Abneigung Ludwigs XV., oder die Angriffe neidischer, mißgünstiger Schriftsteller? In seinem Vaterlande sah er einen Staat durch eine schlechte Regierung untergehen, in Preußen durch eine weise sich mächtig emporheben. Voltaire sehnte sich zudem nach einer ruhigen Freistatt. Aus Sanssouci winkte ihm Ruhe, Ehre, Freiheit — ein neues Leben. Welches Wonnegefühl für ihn, als er am 25. September 1750 bei dem berühmten von 30,000 Lampen beleuchteten Carroussel in Berlin erschien und es flüsternd, bewundernd durch die ganze Versammlung ging: Voltaire, Voltaire! Dieses großartige Fest im Berliner Lustgarten, war zu Ehren der Markgräfin von Baireuth veranstaltet. Sieben Jahre hatten sich Beide nicht gesehen, auch keinen schriftlichen Verkehr gehabt, obschon sie immerhin Beziehungen durch Dritte unterhalten haben mochten, z. B. durch Superville. Hier abwechselnd, in Berlin und Potsdam, während eines fast dreimonatlichen Aufenthalts Wilhelminens, vom 8. August bis 26. November 1750, vollendete sich die Bekanntschaft Beider, von da aus wurden die Beziehungen enger und der briefliche Verkehr reger. Die Ehe

Wilhelminens war seit 1740, von dem Augenblicke an keine glückliche mehr gewesen, wo sie die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß sie nicht mehr ausschließlich das Herz ihres Mannes besitze, daß eine ihrer Hofdamen, und gerade diejenige, welche in ihrem Herzen und in ihrer Gunst am höchsten gestanden, ihr dieses Glück geraubt habe. Hier war die Stelle, wo sie Weib war, wie jedes andere, und über den ersten, gewaltigen Schmerz halfen ihr nicht die idées innées des Descartes hinweg. Hier mußte gekämpft, geweint, gelitten werden. Wer weiß, ob sie nicht um ein Liebeszeichen aus der Zeit ihres Glückes, gern all ihr Wissen dahingegeben hätte? Sie war keine sinnliche, aber eine liebebedürftige Natur. Arme Dulderin, ergieb dich in das »Vorbei!« mit den Finsternissen und Abgründen des Schmerzes; was man geliebt hat und verloren, bleibt verloren — todt. Und sie ergab sich in ihr Schicksal.

Innerhalb sieben Jahre waren in ihr mannichfache Wandlungen vorgegangen. Kummer und Schmerz hatten sie an inneren Erfahrungen reicher, geistiger Anregungen bedürftiger, zu vertraulichem Verkehr mittheilsamer gemacht. Die Markgräfin geht mündlich mit dem Dichter in die Details ihres häuslichen Lebens ein; die geistige Spannkraft der Jugend ist vorüber; sie braucht Umgebung, Gesellschaft und da diese in Baireuth nicht zu finden war, so will für Beides Voltaire sorgen. Zuerst schickt er zur Vervollständigung der französischen Schauspiel-Gesellschaft einen Schauspieler Heurtaud nach

Baireuth, welcher früher neben Lekain auf dem Haustheater, welches Voltaire in Paris zur Aufführung seiner Stücke unterhalten, gespielt hatte. Der Hof von Baireuth unterhielt nämlich italiänische Oper und französische Comödie, die Consuelo und Lekain hatten dort gespielt. Markgraf Friedrich hatte ein Opernhaus erbauen lassen, welches wegen seiner Pracht und Größe noch heute die Bewunderung erregt und das den Königlichen Schwager, als er dasselbe sah, zu der Frage drängte: Woher bekommt Ihr das viele Geld? Näher hätte die Frage gelegen: Woher kommt für dieses kolossale Haus das Publikum? Aber nicht allein Acteurs, auch andere Personen wurden nach der lieblichen Residenz im Mainthale dirigirt. »Die Frau Markgräfin von Baireuth möchte gerne Frau von Graffigny in ihre Nähe ziehen,« schreibt Voltaire unter dem 22. August 1750 an seine Nichte Madame Denis »und ich schlage ihr auch den Marquis von Adhemar vor. Im Militär ist hier für ihn kein Platz, er müßte wenigstens gut deutsch können und das wäre noch das geringste Hinderniß. Nach meiner Meinung könnte er während des Friedens nichts Besseres thun, als sich an den Hof von Baireuth fesseln. Die meisten deutschen Höfe gleichen in der That denen der alten Palatine, wenigstens während der Turniere. Es sind alte Schlösser und man sucht sich da angenehm zu unterhalten. Schöne Hofdamen sind da, elegante Cavaliere, man läßt sich Jongleurs kommen. In Baireuth ist auch italiänische Oper und französisches Schauspiel

nebſt einer ſchönen Bibliothek, von welcher die Fürſtin einen vortrefflichen Gebrauch macht. Ich glaube wahrhaftig, daß das ein Kauf ſein wird, für welchen mir beide Theile Dank wiſſen werden. Was Madame la Peruvienne anlangt, ſo iſt ſie ſchwerer zu verpflanzen. Sie iſt in Paris heimiſch geworden, gilt dort etwas und hat Freunde, die man in ihrem Alter nicht gern aufgiebt.« Vielleicht hat Voltaire Urſache, das Placement der Frau von Graffigny bei der Markgräfin nicht zu wünſchen, die peruvianiſche Freundin war in Cirey Zeugin ſo mancher Scenen zwiſchen dem Dichter und ſeiner Uranie, von denen Erſterer vielleicht nicht gerne geſprochen haben wollte, und Madame de Graffigny ſchien gerne zu ſprechen. Obige Worte gehen wie ein leiſer Fingerzeig nach Paris, und von Madame Denis mag eine gleichlautende Antwort eingelaufen ſein; denn in dieſer Weiſe lautet der Beſcheid an die Markgräfin in einem Billet ohne Datum und Jahreszahl. Daſſelbe kann aber nur in den letzten Tagen des September deſſelben Jahres geſchrieben ſein. Voltaire ſpricht in einem Briefe an Madame Denis, vom 12. September 1750, von der Aufführung der Tragödie Rome sauvée auf einem Theater im Vorzimmer der Prinzeß Amalie; er ſelbſt hatte den Cicero geſpielt und das Stück war mehrere Male im Laufe des Septembers wiederholt worden, nachdem der König, am 22. September, aus Schleſien zurückgekehrt war. Ein weiterer Beweis für die Richtigkeit unſerer Annahme möchte ein Brief des Schriftſtellers an ſeine zweite Nichte, Madame

de Fontaine, vom 23. September 1750, ſein, worin er von ähnlichen Krankheitsfällen ſpricht. Folgendes iſt ein Billet, wie man, gezwungen das Zimmer zu hüten, es von Thüre zu Thüre ſchreibt; ſo mag auch das folgende nur die Corridore des Berliner Schloſſes paſſirt haben.

Madame!

Ew. Königliche Hoheit werden wohl auf Frau von Graffigny verzichten müſſen. Sie iſt alt und krank. Aber Sie ſind auch krank und alt, werden mir Ew. Königliche Hoheit ſagen. Ja wohl, Madame, aber ich habe die Leidenſchaften der Jugend und Ihr Bruder, der König, verjüngt mich.

Um es kurz zu ſagen, Frau von Graffigny will Paris nicht verlaſſen, ebenſowenig als ich Friedrich den Großen. Jedermann in dieſer Welt wird nun einmal von ſeinen Neigungen regiert. Jedoch werde ich Ihnen irgend ein weibliches Weſen ausfindig machen, das von gefälligen Manieren, nicht jung und auch nicht alt iſt, keine Klatſchereien macht, eine Dame von Geiſt, guten Sitten und geſellſchaftlicher Stellung, und dies Alles ſollen Sie um daſſelbe geringe Honorar haben, wie einen gewiſſen, kleinen, närriſchen Menſchen Namens Heurtaud, den Herr von Montperny in Baireuth zurückbehalten hat. In der Tragödie entlockt er Einem die Thränen, während man ſich im Luſtſpiele über ihn todtlachen möchte.

Heute nicht »Rome sauvée«. Sie können alſo die Geſellſchaft des Königs ganz nach Ihrem Belieben genießen. Außerdem iſt Cicero wieder von ſeinen hölliſchen Kolikſchmerzen heimgeſucht und kann heute nicht in Glanzſchuhen erſcheinen, um Ihnen ſeine Ehrfurcht zu bezeigen.

Ich lege mich zu den Füßen Ew. Königlichen Hoheit.

V.

Die Markgräfin war am 26. November 1750 in ihre Heimath zurückgekehrt. Voltaire ließ ſich endlich bewegen, in Berlin und in der Nähe des Königs zu bleiben, d. h. ſein Entſchluß hatte ſchon feſtgeſtanden, als er nach Berlin gekommen war, es hatte ſich nur um den Preis ſeines Verbleibens gehandelt, und um dieſen möglichſt zu erhöhen, drohte er, nach Frankreich zu gehen, dann »ſeine Wallfahrt nach Italien zu machen, St. Peter von Rom, den Papſt und die mediceiſche Venus zu ſehen.« Er ging aber nicht nach Frankreich, er ſah niemals Italien; der König gab ihm den Orden d. h. pour le mérite, den Kammerherrnſchlüſſel, eine Penſion von 4000 Thlrn. und Madame Denis eine zweite von 4000 Livres, überdies hatte er Wohnung, Tafel und Equipage in den Schlöſſern von Berlin und Potsdam. Was wollte er noch mehr? Der Dichter und die Markgräfin hatten ſich beim Abſchied das Verſprechen gegeben, eine Korreſpondenz zu unterhalten. Voltaire eröffnete dieſelbe. Es lag ihm viel daran, den Marquis

von Adhemar in eine Stellung zu dem Baireuther Hofe zu bringen, wir wollen glauben aus ebenſoviel Intereſſe für die Markgräfin, als für ſeinen Freund. Wer der Marquis von Adhemar geweſen? Eine Bekanntſchaft des Dichters vom Hofe des Königs Stanislaus in Luneville, aus jenem komiſchen Intermezzo, welches damit begann, daß der Beichtvater des alt und ſchwach gewordenen Polenkönigs Stanislaus, der Jeſuit Menou, eiferſüchtig auf den Einfluß der Favorite des Königs, der Marquiſe von Boufflers, dieſelbe durch die Marquiſe du Chatelet erſetzen wollte. Voltaire und ſeine Freundin kamen auch wirklich nach Luneville, aber anſtatt gegen die Marquiſe von Boufflers Partei zu ergreifen, verbanden ſie ſich mit derſelben auf's Engſte, um dem Jeſuitenpater zu Leibe zu gehen.

Man darf annehmen, daß ſich die Bekanntſchaft Voltaire's mit Adhemar aus dem Jahre 1749 datirt. Wir denken uns das Verhältniß ſo: Der Marquis, einem ſehr alten, früher ſogar ſouverainen Adelsgeſchlechte Frankreichs angehörend, ein junger, für die Poeſie empfänglicher Mann, kam dem berühmten Schriftſteller mit dem Gefühle der Bewunderung, Verehrung entgegen, wofür Voltaire ſtets ſehr empfänglich und dankbar war. Adhemar brachte den Winter 1749—1750 in Paris zu, fand in Voltaire's häuslichem Kreiſe Zutritt, war hier auch als Schauſpieler, unter Anderm als Cäſar in Rome sauvée thätig und ſcheint ſich die volle Gunſt, nicht nur des

Dichters, ſondern auch der Nichte, erworben zu haben. Ein Bild von Madame Denis hängt im rothen Zimmer von Sansſouci; daſſelbe zeigt ein noch ziemlich junges, hübſches Geſicht mit dem koketten Ausdrucke, den alle Bilder dieſer Zeit haben. Madame Denis war für Huldigungen noch ſehr empfänglich, und eben deswegen vielleicht gab Voltaire ſich ſo erſtaunliche Mühe, den Marquis nach Baireuth, weit von Paris und von ſeiner Nichte hinweg zu bringen. Der junge Protégé, Dilettant in Verſen, Meiſter in einer »Éloge historique de la Margrave de Baireuth« ſcheint nach dem Wenigen, was wir von ihm wiſſen, und was uns nur durch die Beziehungen zu Voltaire und der Markgräfin intereſſirt, eine jener geiſtig empfänglichen und leicht ſich anſchmiegenden Naturen geweſen zu ſein, die mit ihrer Liebenswürdigkeit zu ſehr in der Geſellſchaft aufgehen, um auf dem Kampfplatze öffentlicher Intereſſen durch Thaten zu glänzen.

Am Ende des nächſten erſten Briefes, der aus dem »Kloſter von Sansſouci« nach Baireuth abging, verkündet ſich in drei Zeilen, d'Arnaud betreffend, der Anfang jener Mißhelligkeiten, welche nach drei Jahren den vollſtändigen Bruch zwiſchen Voltaire und dem Könige herbeiführen ſollten. »Man verſetze an das Ende der Welt zwei Schriftſteller, zwei Frauen, oder zwei Frömmlinge; Einer davon wird dem Anderen immer einen Streich ſpielen,« ſagt Voltaire in einem ſeiner Briefe, und wir wenden dieſe Stelle auf ihn ſelbſt an. Arnaud, Verfaſſer der Comödie

»Le mauvais Riche«, kam auf die Empfehlung des Marquis d'Argens nach Berlin, »in der Landkutſche,« wie Voltaire ſchreibt. »Er gab ſich für einen großen Herrn aus, der unterwegs ſeine Titel, ſeine poetiſchen Werke und die Bildniſſe ſeiner Geliebten verloren hatte, und alle ſeine Habe in der Nachtmütze trug.« Als Voltaire erſchien, war er ſeit acht Monaten literariſcher Korreſpondent, oder wie Voltaire ſich ausdrückt, »Poetenjunge des Königs«. Der König hatte ſchon früher, um Voltaire den Aufenthalt in Frankreich zu verleiden und ihn zur Ueberſiedelung nach Preußen förmlich zu zwingen, durch den Grafen Rothenburg Spottverſe des Dichters auf deſſen alten Feind l'anc. évêque de Mirepoix oder l'ane de Mirepoix, wie Voltaire mit wohlfeilem Witze die Formel deutete, dem Biſchofe durch dritte Hand zukommen laſſen. Voltaire kam jedoch nicht. Nun gerieth der König auf den Gedanken, einen anderen Dichter, als ihn, zu loben, und ſiehe da — Voltaire kam. In den artigen Verſen, welche Friedrich an d'Arnaud gerichtet, hatte er deſſen Talent mit der aufgehenden Sonne und Voltaire's mit der untergehenden verglichen. Voltaire war gegen Arnaud piquirt wegen dieſer Schmeicheleien, Arnaud war es gegen Voltaire, wegen der Auszeichnungen des Königs. d'Arnaud war ein eitler Geſelle und ſein Talent zu klein, als daß es die Anerkennung eines großen hätte ertragen können, um ſo weniger, je größeren Dank es dieſem ſchuldig war. Voltaire behauptete, er habe ſich mit ſeinen Tod-

feinden in Paris verbunden und ſtellte zuletzt dem Könige die Alternative: Majeſtät, er oder ich. Friedrich wägte ab, er hatte ſich über Arnaud zwar nicht zu beklagen, aber Voltaire war ihm von größerer auch praktiſcher Bedeutung als d'Arnaud; alſo mußte dieſer das Opfer ſein. Arnaud war der Anfang vom Ende. Voltaire ſchien ſelbſt ſo etwas gefühlt zu haben, wenn er an ſeine Nichte ſchreibt: »Mein Triumph betrübt mich.« Aber ſeine kalte Leidenſchaftlichkeit geſtattete ihm nicht, ſtehen zu bleiben und an ſeine Stirne zu faſſen. Er fühlte ſich ſo ſicher in der Gunſt des Königs.

Von Voltaire.

Potsdam, den 9. December (1750).

Madame!

Große Leidenſchaften gehen ſehr weit, und ſo würde ich die Ehre gehabt haben, der würdigen Schweſter eines Helden nach Baireuth zu folgen, wenn nicht die Annehmlichkeit, in der Nähe dieſes Helden zu leben, mich noch zu ſeinen Füßen zurückgehalten hätte. Ew. Königliche Hoheit wiſſen, daß ich am 15. December nach Frankreich abreiſen ſollte. Kann man aber ein anderes Vaterland, als das Friedrich's des Großen haben? Es bleibt nur allein der Kummer, daß Ew. Königliche Hoheit daſſelbe verlaſſen haben; doch vermögen die Nachrichten über Ihr Wohlſein einigen Troſt zu gewähren. Ihr Geſundheitszuſtand ſoll ſich gebeſſert, und Sie die Mühen der Reiſe glücklich überſtanden haben

Gelangen Ew. Königliche Hoheit dahin, einen Körper würdig Ihrer Seele zu haben und eine Gesundheit, die Ihrer Schönheit gleicht, was hätten Sie in dieser Welt dann noch zu wünschen!

Vielleicht fühlen Sie das Bedürfniß, neue Menschen zu beglücken, indem Sie in Ihre Nähe einige Leute mit geselligen Talenten ziehen, die würdig sind, den Anblick Ihrer Person zu haben und den Ton Ihrer Stimme zu vernehmen. Da ich nicht so bald nach Paris gehen kann, so habe ich meine Nichte beauftragt, eine Dame von gesellschaftlicher Stellung zu suchen, die Wittwe ist, Geist, Kenntnisse und die Gabe der Conversation besitzt. Vielleicht wird die Freude, Ihre Befehle zu erfüllen, sie dasjenige, was Ew. Königliche Hoheit bedürfen, finden lassen. Ich wenigstens verbürge mich Ihnen dafür, Madame, daß meine Nichte zu diesem Zwecke Alles aufbieten wird, damit Ew. Königliche Hoheit aus ihrer Hand die Persönlichkeit, welche sie in Vorschlag bringt, annehmen können. Ich bin fest überzeugt, daß der Marquis von Adhemar, der an Ihrem Hofe bereits bekannt ist, eine den Verhältnissen sehr angemessene Persönlichkeit sein wird.

Mit Kühnheit glaube ich für seine Klugheit, für seinen Geist und seinen Werth einstehen zu können. Seine Durchlaucht der Markgraf wird nach meiner Meinung nie eine bessere Wahl treffen können. Ich sehe Ihren Weisungen entgegen. Jedenfalls bin ich weit sicherer über die gute Acquisition, welche Ihr Hof

machen würde, als ich es über die augenblicklichen Pläne des Marquis von Adhemar bin. Kann man aber Angesichts des Glückes, in die Nähe Ew. Königlichen Hoheit zu kommen, noch einen Zweifel hegen, daß er sich an Ihren Dienst fesseln wollte?

Da ich des Glückes beraubt bin, mein Leben in Ihrer und Ihres Durchlauchtigsten Gemahles Umgebung zuzubringen, so würde ich mich schon in dem bloßen Gefühle, meinen Freund dort zu wissen, glücklich schätzen.

Ohne Zweifel, Madame, haben Sie erfahren, daß d'Arnaud vom Könige der Befehl zugegangen ist, binnen 24 Stunden abzureisen. Er ist jetzt in Dresden, wo er sich der Siege über die Schönheiten des Berliner Hofes rühmt.

Mit der Versicherung tiefsten Respektes bin ich Ew. Königlichen Hoheit

unterthänigster und gehorsamster Diener

Voltaire.

Des folgenden Tages, am 10. Dezember, erfüllt die Markgräfin ihr gegebenes Versprechen in einem Briefe, der sich mit dem aus Potsdam kreuzt. Körperlich weilt sie in dem Schlosse von Baireuth, geistig jedoch in der Abtei oder in dem Kloster. So wird nämlich abwechselnd in der Confidenzsprache des Friedrichskreises jener auf den Terrassen des Weinberges vor Potsdam sich erhebende, von Atlanten gestützte Pavillon

genannt, über deſſen Mittelthüre in metallener Schrift zwei Worte ſo weit hinaus in die Welt und in die Geſchichte glänzen — Sans, Souci! Hier am Ende des linken Flügels — von der berühmten Terraſſe aus — war dem Günſtling ein Appartement eingerichtet mit reicher Möbelgarnitur, koſtbarem Porzellan, einem Toilettentiſch, wie ihn die Pompadour nicht ſchöner und koketter haben konnte; in dieſem Zimmer an einem vergoldeten Schreibtiſche mit blauſammetnem Ueberzuge arbeitete Voltaire, wenn der König ihn auf Sansſouci haben wollte; nach Sansſouci, welches eine Viertelſtunde Wegs von Potsdam entfernt iſt, kam er nur zeitweiſe; ſeine gewöhnliche Wohnung war im Stadtſchloſſe zu Potsdam unter den Zimmern des Königs mit der Ausſicht nach dem Luſtgarten, dem berühmten Drillplatze der preußiſchen Armee.

Sansſouci wurde, wie bemerkt, das Kloſter oder die Abtei genannt. Der König hieß der Abt oder Prior dieſes »halb militäriſchen, halb literariſchen Kloſters«, ſeine Umgebung nannten ſich die Mönchbrüder, daher ſich auch Voltaire in ſpäteren Briefen Frère Voltaire unterzeichnete; die auswärtigen Gleichgeſinnten dagegen Diakone; ihre geiſtige Gemeinſchaft hieß die Kirche, und heilig wurde Alles genannt, was in Rom als gottlos verdammt wurde. Dieſe Profanirung kirchlicher Einrichtungen, der wir in den folgenden Briefen öfter begegnen werden, lag in der Richtung und in dem Tone der Zeit; ſie war die ſehr natürliche Reaction

gegen die ausschließliche Herrschaft und den lähmenden Druck, den die kirchliche Autorität bisher auf die Geister ausgeübt hatte. An keinem anderen Orte in der Welt zeigte sich der Zersetzungsprozeß des Alten, das Werde eines Neuen so deutlich und eigenthümlich, als um diese Zeit vor dem siebenjährigen Kriege auf dem Weinberge vor Potsdam.

Von der Markgräfin.

Den 10. December (1750).

Ich habe Ihnen, mein Herr, zu schreiben versprochen, und ich halte Ihnen mein Wort. Unser Briefwechsel wird hoffentlich nicht so mager werden, als unsere Persönlichkeiten sind, voraussichtlich werden Sie mir oft Anlaß geben, Ihnen zu antworten. Ich will jetzt nicht von meinem Schmerze sprechen, das hieße ihn ja erneuern. Geistig versetze ich mich stets in Ihre Abtei, und Sie können wohl denken, daß der Abt derselben mich unaufhörlich beschäftigt. Ihrer Befehle habe ich mich beim Markgrafen erledigt. Er beauftragt mich, Sie Seiner Freundschaft zu versichern, und bittet Sie, die Angelegenheit mit dem Marquis von Adhemar zu Ende zu bringen. Er wird ihn sehr gern als Kammerherrn in seine Dienste nehmen unter Bedingungen, mit denen der Marquis wohl zufrieden sein kann. Obwohl Ihre Empfehlung bei dem Markgrafen hinreicht, so wäre es doch zur eigenen Annehmlichkeit nothwendig, daß er sich

eine ſolche von Herrn von Puiſſieux oder von Herrn d'Argenſon zum Vorzeigen am Hofe verſchaffen könnte. Außerordentlich würde ich Ihnen verpflichtet ſein, wenn Sie ihn beſtimmen könnten, recht bald hierher zu kommen; denn wir haben eine Hilfe zur Ausfüllung der Lücken unſerer Converſation ſehr nöthig. Unſere Unterhaltung hat viel Aehnlichkeit mit der chineſiſchen Muſik, die auch lange Pauſen hat, Pauſen, die mit Verſtimmungen enden. Ich fürchte, daß ſolche in meinem Briefe bemerkbar werden; deſto beſſer für Sie, mein Herr, es muß im Leben Augenblicke der Langweile geben, damit man diejenigen des Vergnügens um ſo höher ſchätzen lernt.

So werden, wenn Sie dieſen Brief geleſen, Ihnen die Soupers viel angenehmer erſcheinen. Denken Sie bei denſelben bisweilen an mich, ich bitte Sie darum, und ſeien Sie von meiner vollkommenen Hochachtung überzeugt.

Wilhelmine.

Dem nächſten Briefe der Markgräfin, dem dritten der hier folgenden, findet ſich bei der Stelle: »Ich habe Ihre troſtreiche Epiſtel erhalten« von dem Herausgeber der gedruckten Correſpondenz Voltaires die Bemerkung beigefügt: »Dieſer Brief iſt uns unbekannt.« Hier folgt derſelbe, einer der graziöſeſten von allen.

Von Voltaire.

(December 1750.)

Madame!

Ew. Königliche Hoheit haben ſehr Recht, man muß ſich die Zeit angenehm vertreiben; die Fürſten, wie die Mönche, haben in dieſer Welt ja nur ihr Leben. Nicht Regimenter machen glücklich, ſondern die Annehmlichkeit, mit der man die vierundzwanzig Stunden des Tages hinbringt, und das iſt viel ſchwerer, als man glaubt. Der Großtürke langweilt ſich in Konſtantinopel, und dieſes iſt doch eine ſchöne Stadt; die Lage von Baireuth iſt zwar nicht ſo lachend, aber Geiſt und Grazie verklären Alles. Was würden Sie, Madame, um ein mal recht derb zu reden, mit Ihrem Geiſte, mit Ihrer Liebenswürdigkeit und Anmuth thun, wenn Sie nicht ein Halbdutzend verdienſtvoller Leute hätten, die Ihre Bedeutung fühlen und erkennen? Es wäre ein ſehr vernünftiger Gedanke, in Ihrem Concert einige Stimmen mehr anzubringen. Ich habe noch zweimal an den Marquis von Adhemar geſchrieben, aber noch keine Antwort erhalten; er muß von irgend einer Armida bezaubert ſein. Ich habe an meine Nichte einen fulminanten Brief geſchrieben, ſie ſoll von ihrer Autorität Gebrauch machen und Adhemar wieder entzaubern, um ihn bezauberter als je Ihnen zuzuſchicken. Sie müßten jedoch, Madame, zwei Adhemars, zwei Graffignys, überhaupt Hilfstruppen für Ihre gute Unterhaltung haben. Hätte ich ſelbſt nach Paris gehen können, ſo

ſchwöre ich bei meiner aufrichtigen Anhänglichkeit an Eure Königliche Hoheit, daß ich geiſtige Rekruten mitgebracht hätte, nicht etwa Gelbſchnäbel, auch nicht flache Verſeſchmiede, ſondern gute Geſellſchaft und Leute, die würdig wären, ihre Huldigungen Eurer Königlichen Hoheit darzubringen. Ach, Madame, es gehen mir manchmal Romane durch den Kopf. Ich ſage mir, warum konnte ich nicht während der Monate November, December und Januar, wo der König genug Leute um ſich hat, mich auf den Weg machen und der erhabenen Schweſter meine Ehrfurcht bezeugen? Ich käme von Oſt nach Baireuth, meine Nichte käme von Weſt und dann Opern, neue Tragödien — verlohnte ſich das nicht viel mehr der Mühe, als nach Italien zu gehen? Ihnen, Madame, würde ich den Vorzug geben vor St. Peter in Rom, den Katakomben und dem Papſte. Wäre das ſo unmöglich auszuführen?

Ich bringe mein Leben kümmerlich dahin. Tag und Nacht arbeite ich an Siècle de Louis XIV. Ich entwerfe ein großes Gemälde der Umwälzung des menſchlichen Geiſtes in dieſem Jahrhunderte, wo man zu denken angefangen hat von den Alpen bis zu den Karpaten. Vielleicht möchte es Eure Königliche Hoheit in Ihren Mußeſtunden angenehm unterhalten; aber ich will meinen Baireuther Roman aus meinem Kopfe vertreiben. Es iſt zu traurig, von einem Schatze zu träumen und mit leeren Händen zu erwachen. Alles dies ſchreibe ich unter den Wirbeln der Tambours, dem Schmettern von

Trompeten und unter dem Lärme von tauſend Kolbenſchlägen, welche meine friedliebenden Ohren faſt taub machen. Das iſt recht groß für Friedrich den Großen, er braucht Vormittags Armeen und Nachmittags Apollo. Er hat Alles; er formirt Carrés von Bataillonen und von Perioden. Im Uebrigen lebt jeder Mönch friedlich in ſeiner Zelle. Graf Rothenburg iſt immer krank, Maupertuis auch, Frère Pöllnitz ein wenig traurig, ich bin immer kränklich, immer thätig, und ſpüre immer in mir die Luſt, Eurer Königlichen Hoheit meine Huldigungen darbringen zu können.

Wird es wohl mit allem ſchuldigen Reſpekt erlaubt ſein, Herrn von Montperny nicht zu vergeſſen? Das Papier iſt zu Ende, kein Plätzchen mehr zum Ausdruck meiner tiefſten Ehrfurcht. Was thuts!

Voltaire.

Wir werden dem Namen des Marquis von Montperny in der Fortſetzung dieſer Briefe noch öfter begegnen. Der Marquis war Franzoſe von Geburt, Oberhofmeiſter der Markgräfin, Intendant der Schauſpiele und der Bauten in Baireuth, und von dem markgräflichen Ehepaare, auch von Friedrich dem Großen, wegen ſeiner vortrefflichen Charaktereigenſchaften, ſehr hoch geſchätzt. In ſeinem Hauſe fand auch die Markgräfin eine Zuflucht, als die Flammen, am 26. Januar 1753 Abends, faſt den größten Theil des Baireuther Schloſſes in Aſche gelegt, und man die kranke, im Bette liegende

Frau, über die brennenden Trümmer hinwegtragen mußte. Montperny war bei der letzten Anwesenheit seiner Gebieterin in Berlin in deren Gefolge. Hier scheint auch Voltaire seine Bekanntschaft gemacht zu haben. Längst jedoch wäre der Name des Marquis, der ja nur ein biederer, treuer Mensch und kein Genie oder sonst so etwas war, vergessen, wenn er nicht durch einen allerdings sehr komischen Vorfall, den wir hier wohl nicht gut mittheilen können, über den aber Verse, angeblich von Voltaire, an den europäischen Höfen coursirten, der Nachwelt aufbehalten worden wäre.

Eine Koketterie des Dichters war es, über seine eigene Häßlichkeit zu spotten. In dieser Beziehung pflegte er sich mit dem Inspektor des Oekonomiewesens der Oper in Berlin, mit Angelo Cori, zu vergleichen. Dieser Italiener war der häßlichste Mensch in Berlin und darum spottweise Engel Cori genannt. Hofrath L. Schneider giebt in seiner vortrefflichen Geschichte der Berliner Oper ein Bild des Genannten; nach demselben blieb Voltaire allerdings noch eine Genugthuung, es gab wenigstens noch *einen* Menschen, der häßlicher war als er. Auch in dem nächsten Briefe deutet er diese Brüderschaft der Häßlichkeit an. Die Markgräfin ist daran, Voltaires Semiramis in eine Oper umzuwandeln; sie macht die Musik und Cori den italienischen Text. Derselbe lag Voltaire zur Durchsicht vor, obwohl demselben das ganze Unternehmen sehr ungelegen kam. Die Oper mußte, wenn seiner Tragödie auch nicht Ab-

bruch thun, doch das Intereſſe an derſelben ſpalten, obgleich dieſelbe dem Berliner Publikum wenig behagt zu haben ſcheint. Geiſt wohl, aber Geiſter wurden auf der Bühne von demſelben nie beſonders goutirt; die Sandflächen der Mark ſind kein günſtiger Boden für die Befruchtung der Volksphantaſie. Zaïre, welche der Dichter unbegreiflicherweiſe für eine einzige Scene aus »Rome sauvée« hingeben wollte, hatte ſich dagegen eines größeren Erfolges zu erfreuen. Das Stück wurde von der kleinen Truppe des Prinzen Heinrich geſpielt, nämlich von den Prinzen Auguſt Wilhelm und Heinrich, von der Prinzeſſin Amalie, welche die Titelrolle, und Voltaire, welcher »den guten Luſignan« ſpielte, wahrſcheinlich in den Diamanten, um welche er mit dem Iſraeliten Hirſch in Prozeß kam. Auch Mylady Tyrconnel, die Gemahlin des franzöſiſchen Geſandten in Berlin, hatte ſich mit der Rolle der Andromache anſtändig abgefunden, am Meiſten jedoch war Mylord Tyrconnel, der große, dicke, feiſte Irländer, in ſeinem Elemente; ſeine Rolle war bei Tafel zu ſein. Das künſtleriſche Ereigniß des Carnevals war die Oper Phaëthon. Graun hatte ſie componirt und dirigirte ſie im rothen Mantel und weißer Perrücke am Clavier ſitzend; ſie verſetzte um dieſe Zeit Hof und Stadt in Entzücken, nicht ſo durch die Muſik und durch die Leiſtungen der ausführenden Künſtler, als durch die Ausſtattung, die Alles übertraf, was man bisher in Berlin geſehen hatte. Da war namentlich der Tempel des Sonnengottes, deſſen Säulen, aus Glas

gegoſſen, mit Tauſenden von Lampen erhellt, den groß-artigſten Effekt machten.

Von Voltaire.

Berlin, den 19. December 1750.

Madame!

Die Befehle Eurer Königlichen Hoheit haben ſich mit meinen Huldigungen gekreuzt, und in demſelben Augenblicke, in welchem Sie die Gnade hatten, mir zu ſchreiben, hatte auch ich die Ehre, Sie meiner Ehrfurcht zu verſichern. Ich hatte für den Marquis von Adhemar und Spada, viel mehr für Ew. Königliche Hoheit gewünſcht, daß er an Ihrem Hofe wäre. Geſtatten Sie mir, Madame, die Ehre, Ihnen ſagen zu dürfen, daß es ſehr ſchwer iſt, ihm den Vorſchlag wegen der Empfehlungsbriefe zu machen; das hieße ihn in eine Reihe mit Leuten ſtellen, die von unbekannter Herkunft ſolcher zu ihrer Präſentation bedürfen. Er iſt der Sohn des Oberhofmarſchalls des Königs Stanislaus, und es hat nur von ihm abgehangen, an dem Hofe zu Luneville die Stelle eines Kammerherrn einzunehmen, mit allen den Annehmlichkeiten, welche ſeine Geburt und ſein perſönlicher Werth verſchaffen können. Nur die Kriegsluſt hat ihn davon abgebracht; er iſt einer der beſten Officiere, welche der König von Frankreich hat, er war Cavallerie-Capitain. Man hat ihm ein Regiment verſprochen, aber nicht Wort gehalten. Darauf ſollte er als Geſandter

des Königs nach Brüſſel gehen, aber auch dieſe Zuſage hat man vergeſſen. So ſtehen nun die Sachen. Ich habe nun geglaubt, daß der Kummer, unthätig zu ſein, und Alles das, was er von Ew. Königlichen Hoheit hat rühmen hören, ihn beſtimmen könnte, an Ihrem Hofe eine Stelle einzunehmen. Meine nächſte Bitte an Ew. Königliche Hoheit geht dahin, mir gnädigſt zu geſtatten, daß ich mit dem Marquis von Adhemar darüber nur dann ſpreche, wenn Sie über ihn nähere Nachrichten erhalten haben werden. Sehr leicht wäre es, den Geſandten des Königs in Paris mit Einziehung derſelben zu beauftragen. Außerdem könnten Sie, Madame, dem Königlichen Kammerherrn Herrn von Hamon, welcher wegen eines Handelsvertrages nach Frankreich geht, die Weiſung zugehen laſſen, Ihnen über den Marquis von Adhemar Bericht zu erſtatten, nöthigenfalls auch über ihn mit den von Ihnen vorgeſchlagenen Miniſtern zu ſprechen, wobei man jedoch nicht merken laſſen dürfte, daß der Marquis Frankreich verlaſſen will; man würde gleich vermuthen, daß ich bei dieſer Entführung die Hand im Spiele habe. Es werden mir ohnehin Vorwürfe gemacht, daß ich mein Vaterland verlaſſen habe; man würde mir noch mehr machen, darüber, daß ich auch Andere zur Deſertion veranlaſſe.

Ueberhaupt möchte ich Ew. Königliche Hoheit unterthänigſt bitten, den Marquis von Adhemar noch nicht wie eine feſte Zuſage zu betrachten, ich habe ihn Ew. Königlichen Hoheit nur in Ausſicht geſtellt und werde dafür

das Unmögliche thun. Hier iſt eine Gelegenheit, wo ich Ew. Königlichen Hoheit einen thatſächlichen Beweis meines Eifers geben kann; denn ich bin überzeugt, daß Herr von Adhemar ein Menſch voll wahrer Anhänglichkeit iſt und nicht fähig wäre, einen liebenswürdigen Hof anderer leidiger Vortheile wegen zu verlaſſen. Ich erwarte darüber die Befehle Ew. Königlichen Hoheiten. Bis zum Frühjahre werde ich noch hier in der Abtei, wohin man Sie alle Tage zurückwünſcht, verbleiben. Ich bin immer Mönch, in Berlin wie in Potsdam, ich kenne nur meine Zelle und den ehrwürdigen Vater Abt, bei dem ich leben und ſterben will, und der mein alleiniger Tröſter iſt dafür, daß ich nicht in der Nähe Ew. Königlichen Hoheit leben kann. Ihre und ſeine Abtei ſind die einzigen, wo eine Seele, wie die meinige, ihr Heil finden kann. Ich habe die Meſſe der heiligen Semiramis, von Bruder Cori, Kapellan der Oper, in Verſe oder etwas dergleichen gebracht, durchgeſehen. Man findet in Bruder Cori's Poeſie doch Funken des göttlichen Feuers, welches die erhabene Wilhelmine beſeelt. Geſtern gab man hier Phaëthon, und um die Feuersbrunſt, welche dieſer Tollkühne angefacht hatte, draſtiſcher zu vergegenwärtigen, mußten Dekorationen Feuer fangen. Der König war ein wenig unpäßlich und ſah die Oper nicht. Die kleine Truppe Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich wird nächſtens Zaïre aufführen. Ach, während man ſich hier vergnügt, rafft die Seuche Rinder und Schafe hinweg, in England

graſſirt die Peſt unter den Pferden und in Polen an den Grenzen der Wallachei unter den Menſchen. Leben Sie froh und heiter, Madame, haben Sie Acht auf Ihre ſo koſtbare Geſundheit und bewahren Sie mir gnädigſt mit Ihrer Huld auch die Seiner Durchlaucht des Markgrafen. Ihre Befehle habe ich erfüllt und wiederhole nur noch Euren Königlichen Hoheiten die Verſicherung meines tiefſten Reſpectes.

Bruder

Voltaire.

Wilhelmine iſt in dieſen Tagen in wahrhaftiger Weihnachtsſtimmung. Am 31. December 1750 ſchreibt der König an ſeine Schweſter: »Dich ſo außerordentlich wohl und in ſo guter Laune zu wiſſen, wenigſtens ſcheint es mir nach Deinem Briefe ſo, das allein kann mich für Deine Abweſenheit tröſten.« So heiter, launig, lebensluſtig, übermüthig und nebenbei auch ein klein wenig boshaft, wie es Menſchen an ihren guten Tagen zu ſein pflegen, haben wir ſie noch nicht geſehen.

Wir hören aus den folgenden Zeilen ihre Neckereien, ihr Lachen, wir ſehen um den kleinen Mund die kleinen Kobolde des Scherzes ſpielen. Ach, wenn der Königliche Hofprediger und Kirchenrath, Johann Arnold Noltenius, vor dem einſt die Prinzeſſin Wilhelmine ihr Glaubensbekenntniß abgelegt hatte, wenn der eifrige Zionswächter hörte, wie ſein Beichtkind anſtatt des heiligen Johannes, der ſeine zweite Epiſtel an die auserwählte Frau ge-

richtet hat, den heiligen Paulus citirt! Ein derartiger Bibelſchnitzer wäre am Ende ſehr verzeihlich; aber die Epiſtel eines heiligen Apoſtels mit der eines franzöſiſchen Comödienſchreibers auf eine Stufe zu ſtellen und die Wunder des heiligen Geiſtes auf die Kurprinzeſſin von Sachſen anzuwenden, die endlich zu aller Welt Staunen, — ein Grund muß wohl dazu dageweſen ſein —, eines Thronerben, des ſpäteren Friedrich Auguſts III., genas — guter Auguſt Hermann Franke, wo ſind die Früchte deiner Betſtunden!

Wie aber ſtehts mit ihrem Chriſtenthume? höre ich unſere Leſer ernſtlich fragen, und eine ſolche Frage iſt an dieſer Stelle auch ſehr natürlich.

Das Königliche Haus der Hohenzollern gehörte damals jener Abzweigung des Proteſtantismus an, welcher ein kalter Fanatiker, Calvin, ſeinen Namen gegeben hatte, und deſſen Dogma nicht weniger ſtarr, als das katholiſche, auch noch der anziehenden Form des letztern entbehrte. Der Teufel war in dem damaligen Kirchenglauben noch ſehr im Gange. »Kein Teufel — kein Gott« war die Glaubensfolgerung; jeder der nicht an den erſteren glaubte, wurde als abtrünnig auch von dem letzteren betrachtet. Darnach war die Markgräfin allerdings eine Atheiſtin in des Wortes vollſter Bedeutung, d. h. abgeſagt allem äußeren Zwange und Gebote im Bereiche des Glaubens, zugewandt der Quelle des Lichts und der Fülle der Liebe, die aus der Lehre Chriſti entſtrömen. Auch die Philoſophie ihres Meiſters

Descartes ging von Gott aus und führte zu Gott zurück. »Ich beklage ihre Verblendung,« schreibt sie später an Voltaire, »daß Sie nur an Gott glauben und Christus läugnen.« Kann eine wahre Christin eine vollgiltigeres Glaubensbekenntniß ablegen? Wie aber mit Voltaire? Wir können wohl begreifen, wie die aller Vernunft und Liebe Hohn sprechenden Ausschreitungen, zu denen die Lehre des Erlösers seit Jahrhunderten Anlaß gegeben, in ihm die Zweifel an dieser selbst erwecken und nähren konnten, daß er zuletzt dahin gelangte, einen Heiland zu läugnen vielleicht aus lauter Sehnsucht, einen zu finden. Hier vor dem Kreuze schieden sich die Wege Beider. Bei der Markgräfin und ihrem Bruder lag der christliche Fond im Blute, in der Familie; ihre selbstständigen freiheitsdurstigen Geister jedoch sträubten sich von Jugend auf gegen jedes äußere Commando über ihr religiöses Denken und Fühlen. Dieses verlangte vom Christenthum eine lebendige Kraft des Geistes und Gemüthes und fand leider nur eine fertige Formel und ein starres Bekenntniß vor. Kann es daher Wunder nehmen, wenn die jugendlichen Gemüther mit dem rauhen Gefäße auch den köstlichen Inhalt von sich wiesen, wenn sie gleichgiltig wurden oder gar zu zweifeln oder zu negiren anfingen? Bei Friedrich blieb dieser Fond für immer verschüttet; der Mann suchte sich einen Ersatz in der That; bei ihr, dem Weibe jedoch, wandelte sich das trockne Dogma aus der Noth und dem Leid, den Erfahrungen des Lebens heraus

zur lebendigen Ueberzeugung, zu einem Bedürfniß des Gemüths, zu einer Frucht des Lebens. Der Glaube an Christus war ihr Licht — Liebe — Friede. Daher ihr tiefgewurzelter Haß gegen alles unchriſtliche Gebaren, den hochmüthigen Zelotismus, die fanatiſche Verfolgungsſucht, den kraſſen Aberglauben, im Ganzen gegen den finſtern Geiſtesbann, der auf der ſeufzenden Menſchheit laſtete.

Laſſen wir uns durch ein hie und da auftauchendes ſpöttiſches Wort nicht irre leiten; das war eine ihr eigenthümliche Ausdrucksform, Geſellſchaftston, etwas Aeußerliches, welches nicht den Inhalt der heiligen Wahrheiten in ihr berührte, halten wir uns einzig an ihr Wort: »Ich beklage ihre Verblendung, daß Sie nur an Gott glauben und Chriſtus läugnen.«

Von der Markgräfin.

Den 25. December (1750).

Schweſter Wilhelmine bietet Bruder Voltaire ihren Gruß. Dieſer Anfang mag Ihnen beweiſen, daß ich mich immer noch unter die glücklichen Bewohner Ihrer Abtei rechne, obwohl ich nicht mehr dort bin; ich hoffe jedoch ſehr ſtark, daß, wenn mir Gott ein frohes und langes Leben giebt, ich eines Tages dahin zurückkehren und dort meinen Platz wieder einnehmen werde. Ihre tröſtliche Epiſtel habe ich erhalten; ich ſchwöre Ihnen den großen Schwur, daß ſie mich bei weitem mehr erbaut

hat, als die des Apoſtels Paulus an die »auserwählte Frau.« Dieſe verurſachte mir immer ein einſchläfernd des Gefühl, wie es das Opium erzeugt, und brachte mich ſo um den Genuß ihrer Schönheiten; die Ihrige dagegen hatte gerade die entgegengeſetzte Wirkung, ſie hat mich aus meiner Abſpannung geriſſen und meine Lebensgeiſter wieder in Bewegung gebracht.

Wenn Sie ſchon Ihre Pariſer Reiſe aufgegeben haben, ſo hoffe ich doch, daß Sie Wort halten und mich hier beſuchen werden. Apollo pflog einſt ja auch Umgang mit den Sterblichen und hielt es, um ſie zu belehren, nicht unter ſeiner Würde, ein Hirt zu werden. Machen Sie es ebenſo, mein Herr, Sie können keinem beſſeren Vorbilde folgen.

Was ſagen Sie von der Ankunft des Meſſias in Dresden? Werden Sie demnach die Wunder auch künftig in Zweifel ziehen können? Wenn ich Kurprinz von Sachſen geweſen wäre, ſo hätte ich alle Ehre dem heiligen Geiſte überlaſſen; aber er denkt wie Kaiſer Karl VI.

Als nämlich die Kaiſerin des Erzherzoges genas, rief man aus, daß man dies dem heiligen Nepomuck zu verdanken habe. »Gott behüte mich davor«, ſagte der Kaiſer, »ich würde dann ja zum Hahnrei werden«. Aber laſſen wir den heiligen Geiſt und den Meſſias. Obwohl er jetzt geboren iſt, ſo würde ich doch nicht an ihn gedacht haben ohne die wunderbare Begebenheit, die ſich in Sachſen mit ihm zugetragen hat. Ich denke

lieber an die ſchönen Geiſter von Potsdam, ſeinen Abbé und an ſeine Mönche, gedenken auch Sie manchmal dafür der Abweſenden und rechnen Sie ſtets auf mich, wie auf eine wahrhafte Freundin.

Wilhelmine.

Die Markgräfin hat mit dieſen Zeilen nur den vorletzten Brief des Dichters (December 1750) beantwortet; denjenigen vom 19. December ſcheint ſie am 25ſten noch nicht in Händen gehabt zu haben. Auf dieſen antwortete ſie flüchtig, wie folgt:

Von der Markgräfin.

Den 3. Januar 1751.

Ich habe nur einen Augenblick Zeit, und dieſen benutze ich, um Ihnen mitzutheilen, mein Herr, daß der Herzog von Württemberg die Abſicht hat, den Marquis von Adhemar in ſeine Dienſte zu nehmen; er hat ſeine Bekanntſchaft in Paris gemacht, und durch einen Herrn vom Gefolge des Herzogs habe ich erfahren, daß der Marquis von Adhemar entſchloſſen war, hieher zu uns zu kommen. Ich bitte Sie, daß Sie ihm Nachricht geben und ihn beſtimmen möchten, ſich recht bald an unſern Hof zu begeben. Ich wünſche Ihnen für das kommende Jahr vollkommene Geſundheit. Das iſt das Einzige, um uns glücklich zu machen. Wir ſpielen hier Komödie, wie Sie es in Berlin thun. Adieu, ich muß Sie verlaſſen, um nochmals meine Rolle durchzugehen.

Seien Sie von meiner vollkommenen Hochachtung überzeugt.

Wilhelmine.

Von Voltaire.

Berlin, den 6. Januar 1751.

Madame!

Bruder Voltaire hat nur seine Zelle verändert. Wie in Potsdam, so ist er auch in Berlin sehr zurückgezogen und denkt nur an Ew. Königliche Hoheit. Jedoch verspricht er Ihnen, Madame, so weit man einem Mönche überhaupt glauben darf, daß er kommen und Sie in Ihrer wunderschönen Abtei um Ihren Segen bitten wird, aber erst bei seiner Rückkehr aus der großen Stadt Paris; denn endlich muß er dennoch dorthin gehen, wäre es auch nur, um in seine materiellen Angelegenheiten, welche er zu lange zu Gunsten der geistigen des verehrungswürdigen Vater Abts vernachlässigt hatte, Ordnung zu bringen. Sehr erstaunt bin ich, daß Ew. Hochehrwürden anstatt eines Briefes von mir Unwürdigem nicht zwei erhalten haben. Ich versichere Sie, daß ich Ihnen aus der Priorei von Potsdam zweimal zu schreiben die Ehre hatte. Der Segen des Himmels scheint den Verkehr von so entarteten Mönchen, wie wir es sind, nicht eben begünstigen zu wollen. Ew. Hochehrwürden machen über das letzte Wunder sehr salbungsvolle Betrachtungen. Sie wissen, wie noth-

wendig manchmal die Wunder ſind. Einſtmals brauchten wir in Frankreich eine Jungfrau, ſonſt haben wir oft grade das Gegentheil bedurft. O signore, signore, figliuoli in ogni modo. Die Liebe war der heilige Geiſt des Alterthums, und dieſer heilige Geiſt durchdrang alle Verhältniſſe. Heutzutage ſind es Mönche und Heilige. Unſere Mythologie iſt zum Erbarmen, es giebt nichts ſo Plattes, als was man den Katholicismus nennt.

Kommen wir jedoch zu den Befehlen, welche Ew. Königliche Hoheit mir für den Marquis von Adhemar gegeben haben. Ich habe ihm geſchrieben und werde die Ehre haben, Sie von ſeiner Antwort in Kenntniß zu ſetzen. Ich bin überzeugt, daß er das Glück, in Ihren Hof einzutreten, wohl zu ſchätzen wiſſen wird. Sein Weſen iſt dem Ihrigen verwandt, und ich wage zu behaupten, daß er für Seine Durchlaucht den Markgrafen und für Sie, Madame, wie gemacht iſt. Herr von Montperny wird an ihm eine ſehr angenehme Geſellſchaft finden, außerdem hat er viel Geſchmack und macht artige Verſe. Dabei iſt er der ehrenhafteſte Menſch von der Welt. Traurig iſt die Verpflichtung, mit einem Menſchen ſolchen Charakters von Plunder, wie Beſoldung und Geld, reden zu müſſen. Man beſchmutzt nur das Papier, will man Ew. Königliche Hoheit mit dieſen Erbärmlichkeiten, welche Schweſter Wilhelmine ſo ſehr verachtet, langweilen; aber leider iſt ſolcher Plunder in dieſer Welt ſo unbedingt noth-

wendig, und ein König kann ohne Geld ſo wenig etwas machen, wie der Kohlenbrenner. In meinem letzten Briefe an den Marquis von Adhemar habe ich über dieſe Dinge geſprochen, und vielleicht werden mich Ew. Königliche Hoheiten mit meinen Vorſchlägen nicht im Stiche laſſen. So habe ich denn geſchrieben, daß nach meiner Meinung und nach dem erſten Ueberſchlage er wohl 1500 Thaler bedürfen möchte. Wie mir ſcheint beläuft ſich die Beſoldung des Herrn von Montperny nicht darüber; es darf auch nicht der Eiferſucht Raum gegeben werden, ſelbſt nicht unter Leuten, die nicht eiferſüchtig ſein können. Indem ich 1500 Thaler vorſchlug, habe ich Ihre Börſe geſchont und zugleich Ihrer Großmuth Gewalt angethan. Allenfalls könnten nur Sie, Madame, und Seine Durchlaucht der Markgraf mir zürnen, und zwar darüber, daß ich eine ſo geringe Offerte gemacht habe. Mein Freund Herr von Adhemar wird es aber nicht thun. Mit einem Worte, er kann an keinem anſtändigeren Hofe leben, und dieſer Hof hinwiederum kann keine beſſere Acquiſition machen. Ich möchte, daß er mit meiner Nichte und mit mir abreiſen könnte — aber, o anbetungswürdige Aebtiſſin, wären wir drei zuſammen einmal in Ihrem Kloſter, ſo würden wir daſſelbe nimmermehr verlaſſen wollen. Bruder La Metrie wäre von der ehrenvollen und liebenswürdigen Erwähnung, mit der Sie die Gnade hatten, Sich ſeiner zu erinnern, faſt verrückt geworden. Alle Uebrigen küſſen den Saum Ihres geweihten Gewandes.

Ich weiß nicht, ob Herr von Montperny Nachrichten hat von einem kleinen, närriſchen Schauſpieler, welchen ich ihm zur Vervollſtändigung Ihrer Truppe verſchafft hatte. Wohl wiſſen möchte ich, wie man es anſtellen müßte, um ſich bei dieſen Zeilen in das Gedächtniß des Herrn von Montperny zurückzurufen. Unmöglich kann man doch in einem Briefe an Eure Königliche Hoheit ſich dieſe Freiheit erlauben. Ich lege mich Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht zu Füßen. Geſtern ſpielten wir Zaïre. Seine Königliche Hoheit der Prinz Heinrich übertrifft ſich ſelbſt, der Prinz von Preußen ſprach ſehr klar und deutlich; Prinz Ferdinand beſtrebte ſich, ſeiner Stimme einen milderen Ton zu geben; die Prinzeſſin Amalie war voll zärtlicher Hingebung an ihre Aufgabe, und die Königin-Mutter war entzückt. Aber Baireuth — Baireuth! Wann werde ich ſo glücklich ſein, Ihre Feſte zu ſehen, überhaupt zu bewundern, meiner Verehrung Ausdruck zu geben und mit den ſchüchternen Empfindungen meines Herzens der erhabenen Fürſtin näher zu ſein, der ich meine tiefſte Achtung darbringe — leider aus zu großer Ferne!

V.

Von der Markgräfin.

Den 23. Januar (1751).

Ich muß mich in meinem letzten Briefe ſehr ſchlecht ausgedrückt haben, da Sie mich mißverſtanden haben.

Vielleicht war ich in dieſem Augenblicke vom heiligen Geiſte inſpirirt, und da Sie kein Apoſtel ſind, ſo haben Sie das, was ich für ſehr klar hielt, ſehr dunkel gefunden. Ich will mich jetzt deutlicher ausdrücken. Der Herzog von Württemberg hat nur geäußert, daß er die Abſicht habe, den Marquis von Adhemar in ſeinen Dienſt zu nehmen. Ich fürchtete, daß er Ihnen zuvorkommen möchte, und habe Sie gebeten, die Sache ſo zu arrangiren, daß der Marquis die Vorſchläge, welche man ihm von Seiten des Herzogs machen wird, zurückweiſt. Der Markgraf wird Sie in Bezug auf die 1500 Thaler Beſoldung, die Sie ihm angeboten haben, nicht im Stiche laſſen. Nur um Eines bitte ich Sie, die Angelegenheit zu beſchleunigen und Herrn von Adhemar zu beſtimmen, daß er ſich bald hierher begiebt. Man giebt ihm eine Hofcharge über der des Kammerherrn, und Sie können verſichert ſein, daß der Markgraf für ihn alle nur erdenklichen Aufmerkſamkeiten haben wird. Ich glaube, daß Ihr Aufenthalt in Deutſchland in allen Herzen eine Art Wuth, Verſe zu deklamiren, erzeugt. Der Württemberger Hof kommt eigens zu uns zurück, um mit uns Comödie zu ſpielen. Uriot, der ſonſt ein ganz kluger Menſch iſt, hatte uns, nach meiner Meinung, das ſchrecklichſte Stück gewählt, das je in Verſen geſchrieben worden iſt. Wie die Gedanken der Menſchen dieſer Welt doch auseinandergehen! Sie ſchließen in den Tragödien, welche Sie in Potsdam ſpielen, die Frauen aus, und wir möchten, wenn wir einen Voltaire

hätten, aus denen, welche wir hier ſpielen, die Männer ſtreichen. Gäbe es denn kein Mittel, daß Sie uns eines Ihrer Stücke anpaſſen und darin die zwei Hauptrollen den Frauen zutheilen könnten? Der Herzog und meine Tochter ſpielen ganz artig; aber das iſt Alles. Der arme Montperny iſt zu angegriffen, um eine große Rolle zu übernehmen, und die Uebrigen würden Ihre Stücke nur verſtümmeln. Ich habe Semiramis nicht vorzuſchlagen gewagt, da die Herzogin-Mutter dieſes Stück in Stuttgart zur Aufführung gebracht hat.

In den jüngſten Tagen habe ich eine eigenthümliche Perſönlichkeit geſehen. Es iſt ein Referendair des Papſtes, Prälat, Domherr von Santa Maria, und deſſenungeachtet ein verſtändiger Menſch, ein erbitterter Gegner der Mönche, entfernt von jedem Vorurtheil und nur von Duldſamkeit ſprechend.

Ihr kleiner Schauſpieler iſt hier angekommen. Da ich die ganze Zeit ſehr in Anſpruch genommen war, ſo habe ich ihn noch nicht geſehen; aber man ſagt mir von ihm viel Gutes.

Beſuchen Sie uns recht bald in unſerem Kloſter, das iſt Alles, was wir wünſchen. Der Markgraf läßt Ihnen viel Freundliches ſagen. Grüßen Sie alle Brüder, welche ſich noch meiner erinnern, und ſeien Sie überzeugt, daß die Aebtiſſin von Baireuth Nichts ſo ſehr wünſcht, als Bruder Voltaire von ihrer vollkommenen Hochachtung zu überzeugen.

Wilhelmine.

Ein großes Talent bewährt ſich überall; Voltaire wäre ein eben ſo großer Banquier geworden, als er ein großer Schriftſteller war. Er hätte ein glänzendes Geſchäft gemacht, wenn ſeine Operation mit den ſächſiſchen Steuerſcheinen geglückt wäre. Was heutzutage als eine ſehr geſchickte Spekulation ſich die vollſte Bewunderung der Börſe erworben hätte, ward ihm damals in der Zeit finanzieller Unſchuld in Deutſchland als ein Vergehen, ein Mißbrauch ſeiner Stellung angerechnet. Eine der Bedingungen des Dresdener Friedens war es nämlich, daß allen preußiſchen Unterthanen welche in der ſächſiſchen Steuerkaſſe Gelder hatten, nicht nur die Zinſen richtig bezahlt, ſondern auch die Kapitalien in vollem Betrage und innerhalb eines beſtimmten Zeitraums zurückbezahlt werden ſollten. Doch ſollte kein gewinnſüchtiger Handel mit dieſen Papieren getrieben werden. Gegen dieſe Beſtimmung ſündigte Voltaire. Er ſchickte den Israeliten Abraham Hirſch mit Wechſeln, wofür ihm Hirſch als Aequivalent Diamanten eingehändigt hatte, nach Leipzig und Dresden, um für ſeine Rechnung für 30000 Thaler Steuerſcheine zu 65 zu kaufen. Während Hirſch auf dem Wege war, hatte ein anderer jüdiſcher Geſchäftsmann, Ephraim, Herrn von Voltaire verſprochen, das Geſchäft ohne alle Proviſion abzuſchließen, nur ſollte ihm der Günſtling des Königs ſeine Protektion bei Hofe zu Theil werden laſſen. Letztere koſtete dieſem kein Geld, höchſtens einige Worte — um ſo beſſer. Um das Geſchäft mit Abraham Hirſch

rückgängig zu machen, ſorgte er dafür, daß die Wechſel, welche er dieſem mitgegeben hatte, zwei Tage vor dem Verfalltage auf ſeine Veranlaſſung von Paris aus proteſtirt wurden. Abraham Hirſch kam aus Sachſen ohne Steuerſcheine zurück, ſehr verdrießlich über die proteſtirten Wechſel, da er durch eine ſolche Maaßregel in ſeinem Handelsgewerbe Schaden erlitten haben wollte; er drohte mit einer gerichtlichen Klage. Eine ſolche hätte jedoch Voltaire wegen der Stipulation des Dresdener Friedens ſehr unangenehm werden können, er verſprach dem Israeliten daher Vergütung der Proteſt- und Reiſekoſten, ſeiner Mühe und ſeines Zeitverluſtes, indem er ihm von den Diamanten diejenigen, welche er unterdeſſen im blauen Kreuze des Ordens pour le mérite und bei der Darſtellung eines Trauerſpiels auf dem Theater in Potsdam getragen, abkaufen wollte. Die Steine waren in Schleifen verſchiedener Größe und in Ringe gefaßt. Gläuzender hat wohl nie ein dramatiſcher Dichter ſeine eigenen Rollen geſpielt, als Voltaire mit dieſen Diamanten, und wer weiß, ob er auf dieſelben nicht ſtolzer, als auf ſeine Verſe war! Augenſcheinlich war ihm daran gelegen, dem Geſchäftsmanne über das fatale Steuergeſchäft Stillſchweigen aufzuerlegen; daher war der Kauf zu Bedingungen abgeſchloſſen worden, welche dem Verkäufer vortheilhaft waren. Später mochte Voltaire der Kauf wieder gereuen, er zog Geld den Juwelen vor und reichte die Klage gegen Abraham Hirſch ein. Voltaire beſchuldigte dieſen, ihn betrogen

zu haben; dieſer hingegen behauptete, Herr von Voltaire habe in der Handſchrift, durch welche das Geſchäft abgeſchloſſen worden, Veränderungen vorgenommen, auch ſeien die Steine vertauſcht worden, genug, die ſtreitigen Punkte ſind eigentlich in ihrem ganzen Umfange ſtreng juriſtiſch nicht zum Austrage gekommen. Obwohl der König dem Großkanzler Cocceji den Befehl gegeben hatte, die Sache ohne Rückſicht, nur nach dem Geſetze zu behandeln, ſo ſcheint man, wie aus den Akten hervorgeht, von Seite der Richter, und zwar zu Gunſten Voltaire's, doch über Manches hinweggegangen zu ſein. Zuletzt kam zwiſchen den Parteien ein Vergleich zu Stande, bei welchem Voltaire ſich eben nicht großer Vortheile erfreuen konnte. Es ging ihm wie Harlekin, dieſer zahlte und gab ſich auch erſt dann zufrieden, nachdem er ſeine Schläge weg hatte.

Baron Pöllnitz erzählt in den Briefen, welche ſich in dem erwähnten Hefte neben denen Voltaire's befanden, daß dieſer eines Tages, als der Prozeß noch im Gange war, den Großkanzler beſucht habe. Voltaire begann die Converſation, indem er ſagte, daß er in der Abſicht komme, ihm einige Ausſtellungen über das von Sr. Excellenz veröffentlichte Strafgeſetzbuch zuzuſtellen. Es ſeien in demſelben große Ungereimtheiten, vorzüglich was die Wechſelſachen anlange. Der Kanzler dankte ihm beſtens für ſeine »Ausſtellungen« und verſprach ihm auch, für die Zukunft davon Gebrauch machen zu wollen; für den Augenblick aber und bis zur

Entſcheidung ſeines Prozeſſes müßten die beſtehenden geſetzlichen Beſtimmungen in Geltung bleiben.

Wir verbreiteten uns darum über dieſe Streitſache, weil ſie den Leſern in ihrem wahren Sachverhalte, den wir nach den Akten wiedergeben, nicht bekannt ſein dürfte, und weil in den folgenden Briefen Voltaire's und der Markgräfin mehrmals davon die Rede iſt. Sie führte auch die erſte ernſtliche Entfremdung zwiſchen dem Dichter und ſeinem königlichen Freunde herbei und war in dem Sündenregiſter, welches ſpäter der König vor dem Schriftſteller aufrollte, einer der Hauptpunkte. Weiter war letzterem auch ein Beſuch bei Herrn von Groß, dem ruſſiſchen Geſandten, zur Laſt gelegt worden. Damit hatte es folgende Bewandniß. Die öſtreichiſch-franzöſiſch-ruſſiſche Allianz, welche ſechs Jahre ſpäter das Genie des königlichen Hohenzollern in ſeiner vollen Glorie zu entfalten berufen war, lag ſchon im Jahre 1750 in der Luft, und Herr von Groß war von der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland nach Berlin geſandt worden, damit er um jeden Preis einen Bruch zwiſchen den Höfen von Petersburg und Berlin herbeiführe. Wie? das war ganz einerlei. Aber ein Bruch! Woher aber ſchnell eine ſolche Gelegenheit nehmen? fragte ſich der Geſandte gedankenvoll. — Da plötzlich kam ihm ein Gedanke. Bei einer feſtlichen Gelegenheit in Charlottenburg wurde das diplomatiſche Korps gebeten, zum Souper zu bleiben. Das ahnte Herr von Groß mit großer diplomatiſcher Kombination und ver-

ließ, eine Viertelſtunde, bevor der geahnte Hoffourier mit der Einladung an ihn gelangen konnte, die königlichen Appartements. Er war nicht zum Souper gebeten! — Welche unerhörte Beleidigung ſeiner Souverainin! Er reiſte ab — die Beziehungen zwiſchen beiden Reichen waren abgebrochen — der Krieg zwiſchen Preußen und Rußland brach ſieben Jahre ſpäter aus — um eines Soupers willen.

Von Voltaire.

Den 30. Januar (1751).

Madame!

Ew. Königliche Hoheit haben mehr Nebenbuhler, als Sie denken; doch glaube ich, daß der Marquis von Adhemar Ihnen den Vorzug geben wird. Ich ſchreibe ihm noch, und zwar dringend. Mein ganzes Streben geht dahin, Sie im Frühlinge in Baireuth begrüßen zu können; aber welcher Menſch iſt Herr ſeines Schickſals? Bruder Voltaire thut hier Buße. Er hat einen nichtswürdigen Prozeß mit einem Juden und nach dem altteſtamentariſchen Geſetze wird er dafür, daß er beſtohlen worden iſt, auch noch bezahlen müſſen. Zudem kommt dabei noch eine hübſche Portion Aerger und Verdruß heraus, und das Ganze, auf vier oder fünf kleine Partien vertheilt, könnte Stoff zu einem Luſtſpiel geben, und dieſes wäre ebenſo amüſant, als das Manifeſt der Czarin, die jetzt Europa zum Zeugen aufruft, daß Herr von Groß nicht zum Souper gebeten war. Es würde

Ew. Königliche Hoheit auf Ihrem Theater in Baireuth gewiß ſehr unterhalten. Se. Königliche Hoheit Prinz Heinrich ſpielte geſtern zum Schluß des Carnevals »Sidney«. Das ſcheint mir gerade ſo, als wenn man an einem Galatage ein Trauerkleid anlegen wollte. Es iſt das ein ſehr eigenthümlicher Bühnenſtoff für einen 25jährigen Prinzen. Ebenſo gern, wie dieſes Stück, würde ich ein Begräbniß ſehen, aber der Prinz weiß in Alles, was er vorträgt, und was er thut, ſo viel Anmuth zu legen, daß ich über die Abneigung, die ich immer gegen dieſes Stück empfand, und über die Traurigkeit deſſelben ganz hinwegkam. Madame, wenn wir in Potsdam ohne Frauen ſpielen, ſo ſchwöre ich Ihnen, daß das unſerm Körper ſehr nachtheilig iſt. Die Mönche bitten Gott um Frauen, aber um des Himmels willen, verſuchen Sie es in Baireuth nicht, die Männer auszuſchließen. Das Theater iſt ein Gemälde des menſchlichen Lebens, und in dieſem Leben müſſen Männer und Frauen beiſammen ſein; ſonſt iſt es nur ein halbes Leben. Haben Sie Acht auf Ihre Geſundheit, Madame; darin liegt der Kern. Wenn es lediglich auf das Verdienſt ankäme, würden Sie Sich beſſer, als alle Prinzeſſinnen in dieſer Welt befinden. Aber unglücklicher Weiſe befinden ſich bei Ihnen die höchſten Vorzüge in dem ſchwächſten Körper. Sie ſind zu der ängſtlichſten Diät verurtheilt, während La Metrie ſich täglich zwei Indigeſtionen ißt und ſich darum nur um ſo wohler befindet. Ew. Königliche Hoheit und Ihr Bruder, der

König, ſind von allen Fürſtenkindern dieſer Erde am beſten im Geiſte, aber am ſchlechteſten im Magen bedacht worden. Beides müßte vereinigt ſein. Ich armer, kranker Menſch, denke hier noch vier oder ſechs Wochen zuzubringen und dann zum Ordnen meiner kleinen Angelegenheiten nach Paris zu reiſen. Wie aber könnte man nach Paris auf anderen Wegen als über Baireuth gehen! Mein Herz, das mich allein führt, ſagt mir, daß ich dieſen Weg wohl wählen muß. Ich lege mich zu den Füßen Eurer Königlichen Hoheit und bringe Ihnen ſowohl, als Seiner Durchlaucht, meinen tiefſten Reſpekt dar.

V.

Eigenthümlich iſt es, wie verſchieden im Laufe der Zeiten die Urtheile über hiſtoriſche Perſönlichkeiten der Vergangenheit ſich geſtalten. In dieſer Beziehung ſind die beiden nächſten Briefe ſehr intereſſant. Der Held Voltaire's war »der gute König Heinrich IV.«; für des Dichters Zeit und Nation mußte er es ſein, ſchon aus Oppoſition gegen die Unduldſamkeit, Indolenz und Schwäche Ludwigs XV.; die Henriade war indirekt ein Spottgedicht auf dieſen. Die Begeiſterung, die heute noch in Frankreich für den erſten Bourbon aller Orten ſich kund giebt, kommt aus der Henriade, und einen geſchickteren Reclamiſten als Voltaire hätte Heinrich IV., dem wir ſeine großen Verdienſte keineswegs ſtreitig machen wollen, nicht finden können. Die klare und

ſcharfe märkiſche Anſchauungsweiſe der Markgräfin jedoch ließ ſich keinen Sand in die Augen ſtreuen; vor ihrem objektiven hiſtoriſchen Blicke verſchwand die Bedeutung dieſes Königs ganz gewaltig. Sie war mit ſich einig, daß Heinrich IV. ſeinen Ruhm nur dem Genie ſeiner großen Staatsmänner verdankt und ſprach damals als eine individuelle Ueberzeugung aus, was heutzutage eine feſtſtehende Thatſache iſt.

Von der Markgräfin.

Den 18. Februar (1731).

Wenn Sie ſo ſehr wünſchen, mich wieder zu ſehen, ſo geſtehe ich Ihnen, daß das bei mir ebenfalls der Fall iſt. Bruder Voltaire wird auf ſeiner Reiſe ſehr willkommen ſein, zu welcher Zeit es auch wäre, und wir wollen verſuchen, ihm unſere Abtei ſo angenehm als nur möglich zu machen. Ich leſe jetzt die Memoiren von Sully und habe auch alle diejenigen durchgearbeitet, welche in Bezug auf franzöſiſche Geſchichte in meinem Beſitze ſind. Mit dieſen geheimen Denkwürdigkeiten kommt man unendlich viel weiter, als mit den allgemeinen Geſchichten, deren Autoren ſehr oft die großen und ſchönen Thaten, ſeien es politiſche oder militäriſche, denjenigen zutheilen, denen ſie im Grunde gar nicht zukommen. Durch mein Studium bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß Sie ſehr große Männer und ſehr gewöhnliche Könige gehabt haben. Heinrich IV.

würde vielleicht nie regiert haben oder ſich wenigſtens nie ohne einen Sully haben halten können, und Ludwig XIV. würde ohne einen Louvois, Colbert und Turenne niemals den Beinamen des Großen ſich erworben haben; aber ſo iſt nun einmal die Welt; man opfert der Größe und ſelten dem Verdienſte.

. Sie theilen mir ſehr außergewöhnliche Dinge mit. Apollo hat einen Prozeß mit einem Israeliten! Pfui doch, mein Herr, das iſt abſcheulich. Ich habe in der ganzen Mythologie geſucht und auf dem Parnaſſe auch nicht ein Beiſpiel eines Streites, wie es dieſer iſt, gefunden. So komiſch es auch wäre, ſo will ich den Stoff doch nicht auf der Bühne dargeſtellt ſehen; große Männer müſſen dort nur in ihrem Glanze erſcheinen. Ich möchte Sie auf der Bühne als oberſten Richter in Sachen des Geiſtes, der Kunſt und Wiſſenſchaft bewundern, im Triumph über Racine und Corneille, und als ewigen Diktator der Republik der ſchönen Wiſſenſchaften. Ich hoffe, daß Ihr Israelit die Strafe für ſeinen Betrug erhalten, und daß ſich Ihr Gemüth nun beruhigt haben wird. Schicken Sie uns bald den Marquis von Adhemar; geben Sie ſich der Freude hin, werfen Sie alle Bußgedanken von ſich und machen Sie, daß Sie ſich wohlbefinden. Denken Sie auch manchmal an mich und ſeien Sie meiner vollkommenen Hochachtung verſichert.

Wilhelmine.

Von Voltaire.

Den 1. März (1751).

Madame!

Bruder Voltaire empfing vorgestern den Segen Eurer Königlichen Hochehrwürden. Wenn der Herzog von Sully vorausgesehen hätte, daß seine Schreibseleien über den König, über Oekonomie und Politik, eines Tages von der Markgräfin von Baireuth gelesen werden würden, er wäre noch einmal so eitel geworden.

Ich glaube, Madame, daß Eure Königliche Hoheit die erste Person sind, welche den Herzog von Sully über Heinrich IV. stellt. Was mich schwachen Menschen anlangt, so gestehe ich, daß ich die Schwachheiten dieses guten Königs viel lieber habe, als alle die rauhen Tugenden seines Ministers. Nach meiner Meinung verstand ersterer in Beziehung auf das Regieren noch viel mehr, als der Herzog von Sully; wir verdanken mehrere schöne Manufakturen und besonders die Einführung der Seidenwürmer nur der hellsehenden Beharrlichkeit dieses würdigen Königs, welcher den Sieg über den hartnäckigen und blinden Widerstand seines Ministers davontrug. Schließlich hatte der Herzog von Sully auch oft Prozesse mit den Juden, welche die Lieferungen für die Armeen übernommen hatten; also werden Sie mir schon verzeihen müssen, wenn ich gleichfalls einen Prozeß gegen einen Nichtswürdigen des alten Testamentes gewonnen habe, welchen ich selbst dann, als

er ſchon verurtheilt war, nur mit zu vieler Großmuth behandelt habe. Dieſe ganze Geſchichte war mir unendlich peinlich, weil, wie Eure Königliche Hoheit bemerken, die Leute von der Feder nur dazu da ſind, um zu ſchreiben, aber nicht, um Diamanten zu kaufen. Herr von Adhemar läßt mich alle Tage hoffen, daß er bald ſo glücklich ſein wird, Eure Königliche Hoheit von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Ich an ſeiner Stelle wäre längſt abgereiſt. Hoffentlich wird der Kammerherr von Hamon, welcher in Paris bei mir wohnt und alle Tage mit dem Marquis von Adhemar ſoupirt, mir in meinen Unterhandlungen nicht hinderlich ſein. Was die Damen, deren Sie bedürfen, anlangt, ſo hat es nicht den Anſchein, daß ich dieſe Eurer Königlichen Hoheit ſobald verſchaffen kann. Warum? Weil ich entweder hier an einem Bruſtleiden ſterben oder, ehe ich nach Paris zurückkehre, nach Italien gehen werde. Seien Sie jedoch ſicher, Madame, daß ich im Herzen dem Aufenthalte in Baireuth den Vorzug vor St. Peter von Rom und dem Marcusplatz in Venedig geben werde. Der Segen des Papſtes und die venetianiſchen Pantalonnaden wiegen bei weitem weder die Ehre auf, Ihnen nahe ſein zu dürfen, noch das Vergnügen, Ihre Stimme zu hören. Ich lege mich Seiner Durchlaucht, dem Markgrafen zu Füßen, und erneuere Euren Königlichen Hoheiten die Verſicherungen tiefſten Reſpectes und der aufrichtigen Anhänglichkeit des armen und kranken Bruders Voltaire.

Ihre Güte für Herrn von Montperny, deren er ſo ſehr würdig iſt, verleiht mir vielleicht das Recht, hier meine frommen Wünſche für ſein Wohlbefinden einzuſchalten. Ein guter Mönch muß für alle Brüder beten.

V.

Der liebenswürdige, geiſtreiche, gewandte und brave Marquis von Adhemar will noch immer nicht kommen zum großen Verdruß Voltaire's; er läßt auch, wie wir ſehen werden, noch länger auf ſich warten. Baireuth und die Markgräfin bleiben ihm ja immer noch gewiß; Paris iſt ein Aufenthalt für Götter, und fern von Paris iſt für ihn aus der Welt. Es mag eine Schrulle von uns ſein, wir geſtehen es ja, und wir haben nirgends einen poſitiven Anhaltspunkt; wir können uns aber des Gedankens nicht mehr entſchlagen, daß Madame Denis ſelbſt die Armida iſt, die Adhemar in Paris zurückhält. Der Onkel ſieht in der Sache klar, aber er dreht der Fürſtin gegenüber dieſelbe natürlich anders. Die Aeußerung: »Ein fulminanter Brief« iſt ein zu verrätheriſcher Laut — Wo iſt dieſer Brief an Madame Denis auch geblieben? Wir finden ihn nirgends in der Correſpondenz des Dichters mit ſeiner Nichte. Woher ſonſt die ſtumme Angſt, die krampfhafte Bemühung Voltaire's, den Marquis von Paris weg zu haben? Adhemar ſoupirt faſt täglich mit dem Kammerherrn von Hamon, dieſer wohnt bei Voltaire, und Madame Denis macht die Honneurs des Hauſes. —

Geduld — der Marquis wird kommen, aber erſt muß der kleine Roman in Paris zu Ende ſein. O ja, ein Gaſt erſchien in Baireuth, aber nicht der verſchriebene und erwartete, ſondern ein ſehr plötzlicher Leibarzt des Königs, der gravitätiſche Cotheuius. Der Mann ſcheint gar nicht ſehr amüſant zu ſein, aber er hat einen anderen großen Vorzug, er macht die kranken Menſchen wieder geſund, und leidend waren ſie ja Alle, ſie und das Jahrhundert. Wie hätten ſie auch ſo intereſſant ſein können!

Wie der große König für Alles den richtigen Blick hatte, ſo auch für ſeine Aerzte. Cotheuius war aus der kleinen Stadt Havelberg in der Mark von ihm an den Hof gerufen worden und hatte ſich bewährt. Er war ein bedeutender Arzt und hatte dem Könige im ſiebenjährigen Kriege wichtige Dienſte geleiſtet. Leider ſehen wir von nun an den Königlichen Leibarzt öfters auf dem Wege von Berlin nach Baireuth. Die zwei langen Soldaten, die der frühere Leibarzt Daniel von Superville den Markgrafen gekoſtet hatte — denn nur gegen dieſen Preis hatte der Vater Wilhelminens dem Genannten die Erlaubniß gegeben, an den Baireuther Hof überzuſiedeln — befanden ſich noch in der Potsdamer Rieſengarde, aber der Philoſoph von Superville hatte den ärztlichen Beruf bereits mit dem diplomatiſchen als Geſandter im Haag vertauſcht. Die Krankheitserſcheinungen traten bei der Markgräfin wiederholt und bedenklicher ein, und die Liebe und Sorge des Bruders hatte

kein Vertrauen zu den übrigen Baireuther Hofärzten. Voltaire aber wollte und durfte den Schüler Aesculap's nicht reisen lassen, ohne ihm einen Brief an seine fürstliche Gönnerin mitzugeben, um damit die Pillen und Arzeneien, womit Cothenius anrücken wird, zu versüßen.

Von Voltaire.

Potsdam, den 8. Mai (1751).

Madame!

Eure Königliche Hoheit erwarten den Herrn von Adhemar und statt dessen kommt Cothenius. Wahrhaftig, ein sehr bitterer Eintausch für die Vergnügungen und die Freuden, die Sie stets umgeben sollten. Sollen Sie denn immer nur Tränkchen und Pillen nehmen, muß man für eine so kostbare Gesundheit denn immer fürchten? Wenn das lebhafte Interesse, welches hier Jedermann an Ihrem Wohlbefinden nimmt, Eurer Königlichen Hoheit zu irgend Etwas helfen könnte, so würden Sie sehr bald genesen sein. Das Potsdamer Kloster verdoppelt für Sie seine innigen Gebete, und davon können Sie, Madame, überzeugt sein, daß meine Wünsche und Bitten für Sie die heißesten sind, für einen so unwürdigen Klosterbruder man mich auch halten will. Könnten doch Eure Königliche Hoheit wissen, wie ich Ihnen von ganzem Herzen zugethan bin! Sie kennen am besten selbst die Macht, die Sie über die Herzen ausüben. Der Schwester und dem Bruder bin ich in gleicher Weise

ergeben. Meine Frühmeſſe möchte ich in Potsdam und meine Vesper in Baireuth halten. Wäre ich gewiß, daß dieſer Brief Ihnen in einem Augenblicke zukäme, wo Sie ſich wieder wohl befinden, ſo würde ich Ihnen von dem Marquis von Adhemar ſprechen, der ſich noch immer nicht hat entſchließen können, Paris zu verlaſſen und dann auch von einem Lothringſchen Edelmann, Namens Liebaud. Er iſt Officier, Schriftſteller, klug, unterrichtet, und man kann in jeder Weiſe für ihn einſtehen. Jetzt aber vermag ich nur von der Geſundheit Eurer Königlichen Hoheit zu ſprechen, von unſerer Unruhe und von unſerem Schmerze. Warum kann ich Cothenius nicht begleiten! Warum kann ich Ihnen und dem Markgrafen nicht perſönlich meine Huldigungen darbringen! Der König geht nach Cleve, ich bleibe in meiner Zelle, natürlich immer nur, um zu ſchreiben. Die Krankheiten, die mich plagen, machen aus mir einen Stubenſitzer; aber ich vergeſſe meine Leiden, Madame, um an die Ihrigen zu denken. Ich ärgere mich über die Natur, daß ich von uns Beiden nicht der einzig Leidende bin. Warum muß eine ſo ſtarke Seele wie die Ihrige in einem ſo zarten Körper eingeſchloſſen ſein? Wir haben zehntauſend große Grenadiere, welche gar nichts denken, und die eben vor den Thoren von Potsdam 10000 Schüſſe abfeuern — ſie befinden ſich vortrefflich und die Frau Markgräfin von Baireuth leidet! Und die Vorſehung? Wo iſt ſie denn? Ich werde ihr den Dienſt aufſagen, wenn Sie nicht bald wieder

gesunden; aber bei Cothenius' Rückkehr will ich ein Tedeum singen.

Bruder **Voltaire.**

Herr von Montperny ist eben nicht der unermüdlichste Schreiber des Jahrhunderts.

Eine Pause von fast zehn Monaten ist in dem Briefwechsel eingetreten. »Ich bin zum Briefschreiben zu faul«, schreibt der Correspondent der Fürstin um diese Zeit an seine zweite Nichte Madame de Fontaine. »Ich war diesen Winter sehr krank und glaubte wirklich, daß ich sterben würde, in Wahrheit aber bin ich nur gealtert.« — Während dieser Zeit haben sich die Beziehungen zum König gelockert, es ist ein Verhältniß eingetreten, welches einer Ungnade von Seiten desselben nicht ganz unähnlich sieht. »Bei der Königin-Mutter spricht man allgemein davon, daß ich bei Eurer Majestät in Ungnade gefallen sei«, schreibt der Dichter am 30. Januar 1752 an den König. Der gute Pöllnitz berichtet in den von uns jüngst veröffentlichten Briefen mit schlecht verhehltem Neide, daß »le Chef de la Bande« bei aller Ungnade besser behandelt werde, als Ovid, da er noch in Gunst stand. Voltaire hatte noch Wohnung, Tafel und Equipage in den Schlössern, aber der König ließ ihm so viel Freiheit, daß er darüber unglücklich ward; er sah ihn jetzt selten und welchen Einfluß das auf die Stimmung des einstigen Günstlings hatte, dem Generale, Minister und Feldmarschälle den Hof gemacht, können wir aus

einem der erwähnten Briefe von Pöllnitz vernehmen. »Herr von Voltaire iſt iſolirt, geiſtig und körperlich abgeſpannt und faſt nicht mehr zum Erkennen. Geſtern war er zwei Stunden bei mir; unſere Unterhaltung war ſehr ſtumm, er ſprach nicht wegen übler Stimmung, ich nicht aus Ehrfurcht vor ſeinem Genie. In einem der Zwiſchenacte unſerer Unterhaltung ſagte er mir, daß er im Begriffe ſtände, nach Italien zu gehen und fragte mich, ob er wohl einen großen Umweg machte, wenn er über Baireuth ginge; einen Augenblick ſpäter bat er mich, ihm das Haus, welches ich gegenwärtig bewohne, mit allen Möbeln zu überlaſſen, mit dem Beifügen, er ſehe wohl, daß er ſich nicht entſchließen könne, ſich aus den hieſigen Verhältniſſen zurückzuziehen und daß er den König zu ſehr verehre, um ſich je von ihm zu trennen. Eine Viertelſtunde ſpäter fragte er mich, ob ich nichts in Paris zu beſorgen hätte; er hoffte am 15. und 16. Mai dort einzutreffen.«

Dieſe gedrückte, grämliche, ſchwankende Stimmung ſpricht ſich in dem nächſten Briefe aus. Die Markgräfin hatte, wie ſie ſpäter erwähnt, dem Dichter über ſein Schweigen Vorwürfe gemacht oder machen laſſen. Darauf weiſt auch der Eingang des Briefes hin. Wie anders könnte Voltaire ſo plötzlich überſpringen und auf »la pucelle« zu ſprechen kommen, wenn nicht in einem vorhergehenden Briefe dieſer Gegenſtand berührt worden wäre? Am 3. Januar 1751 beklagt er ſich in einem Schreiben an Madame Denis, ſein Secretair

hätte Jeanne, dieſes Mädchen, welches hundertfach unter Schloß und Riegel gehalten werden ſollte, auf Bitten des Prinzen Heinrich demſelben ausgeliefert. Schon früher am 22. Februar 1747 hatte der König Voltaire geſchrieben: »Sie haben Ihre Pucelle der Herzogin von Württemberg geliehen, wiſſen Sie auch, daß dieſe von dem Manuſcript über Nacht eine Abſchrift genommen hat?« Es war während jener verzauberten Tage in Baireuth geſchehen. So viel ſteht feſt, daß eine Anfrage in Bezug auf »la pucelle«, von welchem Gedichte Stücke in Berlin, Stuttgart und Wien zerſtreut waren, von Baireuth ausgegangen war.

Am 12. März 1752 war Mylord Tyrconnel, franzöſiſcher Geſandter in Berlin, geſtorben und am 11. November 1751 ihm ſein Freund La Metrie vorangegangen. Beide liebten ſich zärtlich, eine gemeinſchaftliche Leidenſchaft für ſchwer verdauliche Paſteten verband ſie. Treu ihren Grundſätzen hatten ſie bis zum Ende ausgeharrt, ſie ſtarben Beide an einer Indigeſtion. La Metrie war der erſte Feinſchmecker, er ging voran, Tyrconnel war der zweite, er folgte, ganz der Rangordnung gemäß. Das Haus Mylord Tyrconnels war damals einer der Grundpfeiler der Berliner Geſelligkeit. Madame brachte das hohe Spiel in Mode, dinirte um 5 oder 6 Uhr und ging um Mitternacht in Geſellſchaften — eine Neuerung, die natürlich in dem einfachen Berlin großes Aufſehen machte. Voltaire hatte mit Mylord Comödie geſpielt, gegeſſen, gelacht.

Er wollte dem Dahingegangenen auch ein Denkmal ſetzen und hat es in ſeiner Pucelle gethan, an deren fünfzehntem Geſang er eben arbeitete. »Le duc Tyrconnel«, welcher auf ſo brüske Weiſe die Zärtlichkeiten Dorotheen's und La Tremouille's ſtört, iſt das Ebenbild des »frais fort et rigoureux mylord Tyrconnel«; zuletzt wird er Karthäuſer; eine ſymboliſche Andeutung, daß Mylord ein ſtummer Mann geworden iſt.

Von Voltaire.

Berlin, den 28. März (1752).

Madame!

Bruder Voltaire kränklich, menſchenſcheu, und in Schreiben vertieft, iſt mehr als jemals von den Gefühlen für Eure Königliche Hoheit bewegt. Wenn er Ihnen ſo oft ſchriebe, als er an Sie denkt, ſo würden Eure Königliche Hoheit jeden Tag fünf oder ſechs Briefe von ihm haben. Mit Ungeduld ſehe ich der glücklichen Zeit entgegen, wo mir meine Geſundheit die Reiſe nach Baireuth erlauben wird. Auf meine Reiſeprojecte nach Frankreich und Italien habe ich zwar verzichtet, laſſe mich aber noch immer von der Hoffnung wiegen, Ihnen meine Aufwartung machen zu können. Ehedem mußten Dichter und Künſtler nach Neapel, Florenz oder Ferrara gehen, jetzt muß ihr Reiſeziel Baireuth ſein.

Sollten Eure Königliche Hoheit Luſt haben, eine neue Oper zu geben, wählen Sie ja nicht Orpheus;

der König hat ſie eben aufführen laſſen, aber niemals habe ich einen ſo dummen Pluto und einen ſo langweiligen Orpheus geſehen. Die Muſik von Graun hat immerhin ſchöne Stellen, aber dieſes Mal ging ſie an dem Dichter des Textes zu Grunde. Der König, der ſich ſehr gut auf derartige Dinge verſteht, hatte glücklicher Weiſe viel ſtreichen laſſen. Neben mir gähnte ein alter Militair, er verſtand kein Wort Italieniſch. In der That mein Herr, ſagte ich zu ihm, der König iſt der vortrefflichſte Fürſt der Erde, er hat mehr als jemals Mitleid mit ſeinem Volke. Wie ſo? fragte mein Nachbar. Weil er, erwiederte ich, dieſe Oper um die Hälfte gekürzt hat.

Ich ſchmeichle mir mit dem Gedanken, daß Eure Königliche Hoheit ſchöne Feſte gehabt, vor Allem aber, daß Sie ſich eines vollkommenen Wohlſeins erfreut haben. O, Madame, denken Sie vor Allem an Ihre Geſundheit, hier müſſen alle Wünſche für Sie zuſammentreffen. Schönheit, Größe, Geiſt, Liebenswürdigkeit, Alles iſt Nichts, wenn man ſchlecht verdaut. Der Magen macht die Glücklichen...

Gewiß, Madame, habe ich von »la pucelle« mehr Nachrichten, als Eure Königliche Hoheit glauben. Die Frau Herzogin von Württemberg hat in Ihrem Schloſſe wirklich eine Nacht zugebracht, um ſich mehrere Blätter voll zu ſchreiben. Was aber in Wien von den Ueberreſten dieſes Mädchens exiſtirt, kommt von der Schlacht von Sorr: die umherſtreifenden Huſaren, welche ſich

das Vergnügen machten, die Bagage des Königs zu plündern, während er die regulären öſtreichiſchen Truppen ſchlug, ſtahlen »Le siècle de Louis XIV.« und was der König von »la pucelle« beſaß, das mögen ungefähr 700 — 800 von dem Ganzen des Werkes abgeriſſene Verſe geweſen ſein. So war Jeanne ein wenig zerriſſen worden, aber darum hat ſie doch ihr Mädchenthum nicht verloren. Jeanne war ja immer dazu beſtimmt, im Kriege gefangen genommen zu werden. Vor einigen Monaten machte ich zwei neue Geſänge, ich brachte einen gewiſſen dicken Tyrconnel hinein, jedoch hat es mein Tyrconnel nicht weit gebracht.

Verzeihung, Madame, aber es bleibt mir kein Platz mehr, um Eure Königlichen Hoheiten des tiefen Reſpects Bruder Voltaire's zu verſichern.

Von Voltaire.

Potsdam, den 10. April (1752).

Madame!

Seit einem Jahre hatte ich vom Marquis von Adhemar keine Nachrichten mehr. Er hätte ſo gern Eurer Königlichen Hoheit ſeine Dienſte gewidmet, und auch Ihnen wäre es angenehm geweſen, Ihrem Hauſe ihn einzuverleiben. Bis jetzt hat er die Schwierigkeiten, welche ihm ſein Vater bereitete, nicht überwinden können. Letzterer iſt, wie Eure Königliche Hoheit jedenfalls wiſſen, Oberhofmarſchall des Königs Stanislaus

in Luneville. Nun ſchreibt mir der Sohn, daß er die ihm entgegenſtehenden Hinderniſſe beſeitigt hat, und bereit iſt, ſich Eurer Königlichen Hoheit zu Füßen zu werfen. Ich weiß nicht, Madame, ob hinſichtlich ſeiner Ihre Entſchlüſſe noch dieſelben ſind. Da alle Poſten Ihres Hauſes beſetzt ſind, ſo würde er den Titel eines Ehrencavaliers beanſpruchen; das iſt eine Charge, die man nur noch in Frankreich kennt, ſie entſpricht der des erſten oder des Oberſtallmeiſters. Das wäre aber nur ein einfacher Titel, und zuletzt handelt es ſich auch nur darum, damit es nicht darnach ausſieht, als ob er ein überflüſſiger Menſch ſei. Ich erinnere mich, daß ihm Eure Königliche Hoheit 1500 Thaler Beſoldung geben wollten. So ſteht es gegenwärtig mit dieſer kleinen Angelegenheit. Ich habe dem Marquis von Adhemar geantwortet, daß ich Ihre Befehle erwartete, dabei aber Eure Königliche Hoheit zu gar Nichts verpflichtet. Ich werde ihm von Ihrem endgültigen Entſchluß, Madame, und von den Befehlen, mit denen Eure Königliche Hoheit mich zu beehren ſo gnädig ſein werden, Mittheilung machen. Mein ſehnlichſter Wunſch wäre es, mit dem Marquis für einige Zeit die Zahl Ihrer Hofleute zu vergrößern, aber Bruder Voltaire weiß noch nicht, wann er ſeine Zelle verlaſſen kann, er iſt der beſte Mönch der Welt und gewöhnt ſich nur zu ſehr an das Einſiedlerleben. Nach der Hochzeit Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich könnte ich mich wohl losmachen und Ihnen perſönlich meine

Aufwartung machen, aber ich kann Nichts verſprechen und ergebe mich ganz in den Willen der Vorſehung. Ich ſchmeichle mir, daß Ihre Geſundheit, Madame, nicht mehr von den Gewittern zu leiden hat, welche Sie ſo ſehr beängſtigt haben.

Damit keinerlei Bitterkeit ſich in die Annehmlichkeit Ihres Lebens miſche, ſo erlauben Sie mir, mehr als jemals, Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht dem Markgrafen die Verſicherung meines tiefſten Reſpects und meiner unaufhörlichen Anhänglichkeit zu erneuen. Wenn ich es wagte, ſo würde ich hier einige Worte für Herrn von Montperny einfließen laſſen, aber wie darf ich mir dieſe Freiheit nehmen?

Von der Markgräfin.

Den 20. April (1752).

Die Buße, welche Sie ſich auferlegen, hat endlich meinen Zorn über Sie beſänftigt. Ich hatte Ihre Gleichgültigkeit noch immer nicht vergeſſen können. Das Geringſte, um Ihre Sünde zu ſühnen, iſt eine Wallfahrt zu Unſerer lieben Frau von Baireuth. Um dieſen Preis wird Bruder Voltaire abſolvirt; er wird hier ſehr willkommen ſein und Freunde finden, die es ſich angelegen ſein laſſen, ihm ihre Werthſchätzung an den Tag zu legen. Indeſſen zweifle ich noch an der Erfüllung Ihrer Verſprechungen. Hat denn das deutſche Klima in ſo kurzer Zeit Ihre franzöſiſche Beweglichkeit

ſo umgewandelt und Sie ſo ſchwerfällig gemacht? Da die beabſichtigte franzöſiſche und italieniſche Reiſe in Nebel zerronnen iſt, ſo fürchte ich ein gleiches Schickſal für die nach Baireuth. Seien Sie denn auch ein ächter Deutſcher in Ihren Entſchlüſſen und verſchaffen Sie mir bald das Vergnügen Sie begrüßen zu können.

Obgleich Sie abweſend ſind, war es Ihnen gelungen, mich zu Thränen zu bringen. Geſtern habe ich Ihren falſchen Propheten darſtellen ſehen (Mahomet). Die Schauſpieler haben ſich ſelbſt übertroffen und Sie hatten den Triumph, unſere fränkiſchen Herzen, welche ſonſt den Felſen gleichen, die auf ſie herniederſchauen, in die lebhafteſte Bewegung zu ſetzen.

Der Marquis von Adhemar hat vor vier Wochen an Herrn von Folard ſchreiben laſſen. Ich vergaß, es Ihnen in meinem letzten Briefe mitzutheilen. Sie können wohl denken, daß ſeine Anerbietungen mit Vergnügen angenommen wurden. Montperny hat ihm dem entſprechend geantwortet. Ich hoffe, daß er mit den Bedingungen zufrieden ſein wird. Sie gehen weit über ſeine Wünſche. Sie beſtehen in 4000 Livres, freier Tafel und Equipage. Ich bitte Sie, Ihr Werk zu vollenden und es recht bald zu einem Abſchluß zu bringen; ich werde Ihnen ſehr dankbar ſein. Sie wiſſen, daß der Titel, welchen er beanſprucht, in Deutſchland nicht gebräuchlich iſt; da dieſer dem eines Kammerherrn entſpricht, ſo wird der Marquis bei mir dieſen letzteren Titel führen.

Die Zeit hindert mich, Ihnen heute noch mehr zu ſagen, nehmen Sie die Verſicherung, daß ich ſtets Ihre Freundin bleiben werde.

Wilhelmine.

Nicht der Geiſt reißt eine Kluft zwiſchen den Menſchen, ſondern der Charakter. Von jenem fühlte ſich bei Voltaire der König unwiderſtehlich angezogen, von dem letzteren fortwährend abgeſtoßen, damit iſt das Unhaltbare dieſes Verhältniſſes bezeichnet. Zu der Affaire mit Arnaud, dem Diamantenprozeſſe, war auch noch ein Beſuch Voltaire's bei dem ruſſiſchen Geſandten v. Groß gekommen. Sah man ſchon in jener Zeit den Verkehr einheimiſcher Perſonen mit fremden Diplomaten ſehr ungern, ſo hatte Voltaire auch noch bei einem Beſuche, den er dem Geſandten machte, über die Souper-Differenz in einer Weiſe geſprochen, als wäre er vom Könige dazu beauftragt geweſen. In ſolchen Dingen verſtand Letzterer keinen Spaß. Der Staat und die öffentliche Wohlfahrt waren ihm etwas ſo Ernſtes und Heiliges, daß er das Individuum davon gänzlich abtrennte. Durch ſeine ganze Regierungszeit hat Friedrich dieſe Grenze zwiſchen dem König und dem Privatmann auf das Strengſte eingehalten, und hierin liegt auch großentheils das Geheimniß ſeiner großen Erfolge. Den Tag über war er König, da kannte er Herrn von Voltaire nicht, hingegen am Abend bei den Soupers, die entweder in dem kleinen, von Pesne gemaltem Eckgemach

des Potsdamer Stadtſchloſſes oder in dem Marmorſaal von Sansſouci abgehalten wurden, bei dieſen Sympoſien, wo er nur Herr und Wirth des Schloſſes war, und vor den Andern nichts als den Geiſt voraus haben wollte, da war Voltaire ſein Freund, ſein Günſtling, der König des Abends; der Dichter jedoch vermochte ſich in dieſe rigoroſe Unterſcheidung nicht zu finden; er war die petites-entrées und die Hinterthüren von Verſailles gewöhnt, dort war der König der Staat und König war die Pompadour, einſt ſeine liebe, theure Freundin, mit welcher er aber ſchon damals nicht mehr auf ſehr gutem Fuße ſtand.

Wir glauben ſehr gern, daß eine ſolche Vermiſchung auf die Phantaſie eines Dichters, namentlich wenn dieſer, wie Voltaire, Neigung und Talent zur Intrigue und dazu auch noch Ehrgeiz hatte, einen großen Reiz üben mußte, nur konnten ſolche Talente bei dieſem Könige nicht in Anwendung kommen; denn Friedrich der Große kannte keine Boudoir-Politik. Ueberhaupt haben die Hohenzollern wie auf dem Exercierplatze, ſo auch in ihrem Kabinette immer auf ſtrenge Linie gehalten.

Nimmt man zu obigen ärgerlichen Vorfällen noch mündliche Zwiſchenträgereien, geſellſchaftliche Piquanterien, hartnäckige Mißverſtändniſſe, ſo wird man ſich mitten in einer Situation befinden, welche den König gegen den Gaſt äußerlich in ſtrenger Beobachtung der geſellſchaftlichen Formen, in Darbietung aller Annehmlichkeiten eines Königlichen Haushaltes, innerlich aber

von einer zunehmenden Kälte und unüberwindlichen Unnahbarkeit zeigt, die in dem merkbaren Abstand von dem früheren Verhältnisse in des Dichters Herzen nagte, zehrte, und den Entschluß erzeugte, durch die Markgräfin auf den König zu wirken. Voltaire konnte wohl den Zorn des Königs ertragen, aber nicht diese Gnade der Ungnade. In dem Antwortschreiben Wilhelminen's vom 12. Juni (von dem Herausgeber der Correspondenz Voltaire's ist es irrthümlicher Weise in das Jahr 1751 versetzt; es gehört in das Jahr 1752) äußert die Markgräfin zwar, daß sie dem Könige in dieser Angelegenheit geschrieben habe, aber man merkt es ihr an, daß sie dieselbe von sich abweisen will. Sie kennt den König, weiß, wie er sich über Voltaire gegen sie ausgelassen hat und welche Antwort sie zu gewärtigen hatte. Wir finden auch nirgends in dem Briefwechsel zwischen Bruder und Schwester aus dieser Zeit eine auf diese Sache bezügliche Stelle.

Wenn doch nur erst dieser fatale Marquis von Adhemar in Baireuth wäre! Er mag ein ganz liebenswürdiger Mensch gewesen sein, aber nachgerade fängt er an, ein wenig langweilig zu werden. Ein Glück nur, daß die beabsichtigte Beeinflussung des Königs durch die Markgräfin den nächsten Brief so interessant macht. Die in denselben eingestreute kleine graziöse Strophe, die nach unserm Wissen nicht unter den Poesieen des Dichters gedruckt ist, bezieht sich auf die Heirath des zweiten Bruders des Königs, des Prinzen Heinrich,

nachherigen Siegers von Freiberg, der am 25. Juni 1752 die Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Caſſel heirathete. Der erwähnte Chevalier von Folard war franzöſiſcher Geſandter beim Reichstage in Regensburg und Neffe des berühmten Commentators des Polybius.

Von Voltaire.

(Ende Mai 1752.)

Ich habe noch keine Antwort vom Marquis von Adhemar erhalten. Ich ſchrieb ihm an demſelben Tage, wo ich die Befehle empfing, mit denen Eure Königliche Hoheit mich beehrten. Möglich, daß er ſich an den Chevalier von Folard gewendet hat, oder daß er die Ehre hatte, ſelbſt an Eure Königliche Hoheit zu ſchreiben. Vielleicht iſt er ſchon ſo glücklich, in Ihrer Nähe zu ſein, ohne daß ich in meiner tiefen und glücklichen Zurückgezogenheit von Potsdam davon Etwas weiß; möglich auch, daß er noch zu keinem Entſchluſſe gekommen iſt. Nach Allem, was ich ſehe, Madame, iſt es ſchwer, Adhemars und Graffignys zu haben; es iſt viel leichter, ſich Leute wie Voltaire's zu verſichern, die zu Nichts gut ſind, aber ſich mit ihrem ganzen Herzen denen hingeben, welche zu lieben ſie ſich erkühnen. Ich bin in Potsdam geblieben, während Ihr Königlicher Bruder in der Umgegend von Berlin dem Kriegshandwerke nachgeht. Sie wiſſen, daß er einen ziemlich lang andauernden und heftigen Gichtanfall hatte. Wiſſen Sie auch, Madame, daß er während dieſes Anfalls

ſeinen geſchwollenen Fuß in den Stiefel zwängte und davon ritt, um im Regen Revüen abzuhalten? Nach Dem und Aehnlichem wird ſich die Nachwelt nicht mehr wundern, daß er Schlachten gewonnen hat; ich bewundere ihn jeden Tag, ſowohl den König als auch den Menſchen. Seine Güte und ſeine Nachſicht in der Geſellſchaft bilden den Reiz und den Genuß meines Lebens. Wohl hatte er Recht, in einer ſeiner ſchönen Epiſteln zu ſagen, daß er ein ſtrenger König und ein humaner Bürger ſei, aber noch mehr als ein ſtrenger König iſt er human als Bürger. Seine Tugenden und ſeine Talente, ſeine Philoſophie und ſeine Verachtung des Aberglaubens, ſeine Zurückgezogenheit und die Einförmigkeit ſeines Lebens, ſein unermüdlicher Fleiß im Studiren wie in der Sorge für ſein Land, Alles dieſes erzeugt in mir die innigſte Anhänglichkeit, die nie enden und mich nie bereuen laſſen wird, daß ich für ihn Alles verlaſſen habe. Wahrhaftig, Eure Königliche Hoheit dürften wohl in einem Ihrer Briefe ihn veranlaſſen, daß er ſich mir wieder in Gnade zuwende. Gehörte ich zu den Frömmlingen und wäre ich fanatiſch wie ſie, ſo könnte mein Enthuſiasmus für ihn nicht größer ſein. Ich habe ihm aber davon noch kein Wort geſagt und er weiß nicht, was ich im Innern für ihn fühle. Unverholener dagegen ſpreche ich zu Eurer Königlichen Hoheit von meiner Ergebenheit für Sie, von meiner Sehnſucht, Ihnen in Baireuth meine Aufwartung machen zu können, mit einem Worte, von einem Paradieſe in das

andere zu gehen. Aber wann? Ich kann gar Nichts ſagen. Ich bin hinſichtlich meiner Reiſen das, was Adhemar mit ſeiner Ueberſiedelung iſt, ich faſſe gar keinen Entſchluß, nur das weiß ich: befindet man ſich einmal in Baireuth oder in Potsdam, ſo kann man auch nicht mehr fortgehen. Sie werden in kurzer Zeit, Madame, eine neue Schwägerin bekommen, Alles rüſtet ſich zu glänzenden Feſtlichkeiten, aber dieſe werden in meinen Augen niemals denen gleichkommen, die ich vor zwei Jahren geſehen habe. Sie, Madame, waren der Reiz derſelben und übrigens braucht denn ein alter Philoſoph ſeine Zurückgezogenheit aufzugeben, um ſich den Neuvermählten vorzuſtellen? Bin ich zu einem Hochzeitsgaſte gemacht? Als guter Mönch hege ich alle möglichen guten Wünſche, daß die Ehe Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich auf das Allerreichſte geſegnet werde.

Amoretten, Grazien und Geiſter der Luſt,
Ihr leichte, geflügelte, flatternde Schaar,
Umſchwebet, umſchlinget in üppigem Tanz
Das Lager, wo ruhet das bräutliche Paar.
Bei mir, ach bei mir iſt ausgeliebt,
Das iſt's, was nicht euch, aber mich ſehr betrübt.

Mit tiefſtem Reſpect und unveränderlicher Ergebenheit habe ich die Ehre, mich Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht dem Markgrafen zu empfehlen. Hat Herr von Moutperny Bruder Voltaire vergeſſen?

Von Voltaire.

Potsdam den 5. Juni 1752.

Madame!

Bruder Voltaire treibt es nicht mehr lange, Bruder Voltaire ſtirbt, er unterbricht jedoch ſeinen Todeskampf, um Eurer Königlichen Hoheit zu ſagen, daß er nun endlich Herrn von Adhemar in Ihrem Dienſte glaubt. Hoffentlich empfindet letzterer dieſes Glück in ſeinem ganzen Umfange. Was mich betrifft, ſo bin ich zu Nichts mehr nütze und ich weiß nicht, wie Ihr Bruder, der König, noch ſo viel Güte haben kann, mich zu behalten. Man ſagt mir, daß die Frau Markgräfin von Ansbach in Berlin iſt; ja wohl giebt es eine Markgräfin, welche ich dort wiſſen möchte und ich bilde mir ein, daß die Ehre, ihr meine Ergebenheit zu bezeigen, mir meine Geſundheit zurückgeben wird. Warum ſind Sie nicht gekommen, Madame? Es geht das Gerücht, daß in der Oberpfalz die Peſt graſſirt; vielleicht iſt es nicht wahr. Wenn der König nicht in Potsdam iſt, kommen auch keine Nachrichten hierher und dann iſt man hier ſo gut wie vom Menſchengeſchlechte ausgeſchloſſen. Iſt Er abweſend, dann iſt Alles todt. Wäre es aber wahr, daß die Peſt ſich in Ihre Gegend verbreitet, ſo iſt Potsdam eine wahre Sauvegarde; man ſchickt mehrere Detachements großer Grenadiere gegen ſie und eben ſo wie die Oeſtreicher, wird auch die Peſt vor ihnen fliehen.

Außerdem hat mir der Marquis von Adhemar geſchrieben, daß er längſt ſchon zu den Füßen Eurer Königlichen Hoheit wäre, aber leider hat er eine große Krankheit durchmachen müſſen; ich hoffe, daß es nicht die Peſt war.

Bruder Voltaire verneigt ſich auf ſeinem Schmerzenslager vor Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht dem Markgrafen.

Von der Markgräfin.

Den 12. Juni (1752).

Der Marquis von Adhemar iſt noch nicht angekommen. Wir erwarten ihn aber jede Stunde, er war krank und das hat ſeine Abreiſe verſchoben. Ich glaube im Gegentheile, daß es viel leichter iſt, Adhemar's und Graffigny's zu haben, als Voltaire's. Nur der König hat das Recht, letztere zu beſitzen. Sie laſſen mich wirklich die Qualen des Tantalus erleiden, Sie verſprechen mir immer hieher zu kommen, und wenn ich mich der Erwartung, Sie zu ſehen, hingebe, ſo werden meine Hoffnungen wieder zu Waſſer. Wenn Sie wirklich Luſt haben, ſo hätten Sie ja die Abweſenheit des Königs benutzen können, aber Sie machen es wie die großen Staatsmänner: dieſe bezahlen auch nur mit ſchönen Worten. Ich habe dem König das, was Sie mir hinſichtlich ſeiner geſchrieben haben, mitgetheilt. Wenn man ihn kennt, muß man ihn auch lieben und ſich ihm ganz

hingeben. Er gehört zu den Phänomenen, wie sie in einem Jahrhundert höchsteus einmal erscheinen. Sie kennen meine Gefühle für diesen theuren Bruder, also will ich über diesen Gegenstand kurz hinweggehen. Wir führen gegenwärtig ein Landleben; ich theile meine Zeit zwischen Körper und Geist, man muß den einen unterhalten, um den anderen zu erhalten, denn jeden Tag mache ich immer mehr die Bemerkung, daß wir nur denken und handeln, je nachdem unsere Maschine in Ordnung ist. Sie scheinen ein arger Misanthrop geworden zu sein. Während der König in Berlin ist, bleiben Sie in Potsdam und bilden sich ein, daß ein Philosoph nicht zu einer Hochzeit gehört. Man sieht eben, Sie haben niemals die Ehe versucht und wissen nicht, daß einer der wesentlichsten Punkte in diesem Stande ist, sich seine Philosophie zu bewahren, namentlich in Deutschland. Die sechs Verse, welche Sie über diesen Gegenstand gemacht haben, kommen mir ein wenig epikuräisch vor und dieser Epikuräismus ist mit der Misanthropie unverträglich. Sie brauchten nur eine neue Uranie, die Sie Ihren schwarzen Gedanken entzöge und wieder Geschmack an den Freuden der Welt finden ließe.

Der Markgraf läßt Ihnen sehr viel Schönes sagen, Montperny ist Ihr Freund wie immer; wir sprechen sehr oft von Ihnen, aber kränklich und mit Geschäften überhäuft, kann er Ihnen nicht schreiben. Seine Schmerzen lassen nach, aber er hat sie alle Tage einige

Stunden lang; um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, lebt er wie ein Mönch; ich ſehe ihn zwar täglich, aber auch nur auf Augenblicke, er war die beſte Kraft unſerer kleinen Geſellſchaft, ich hoffe, daß Adhemar ihn erſetzen wird.

Nehmen Sie die Verſicherungen, daß ich nur eine Gelegenheit ſuche, Sie von meiner vollkommenen Hochachtung zu überzeugen.

Wilhelmine.

P. S. Als ich in Berlin war, ſagte mir der König, daß er jetzt »L'Esprit de Bayle« ſchreiben wollte. Iſt dieſes Werk fertig und kann man es haben, ſo bitte ich Sie, es mir zu verſchaffen. Ich habe auch ein Supplement zu dem Dictionnaire bekommen, welches in England gedruckt iſt; nach meiner Meinung entſpricht dieſes ſeinem Original in ſehr unzureichender Weiſe.

Von Voltaire.

Potsdam, den 27. Juni (1752).

Madame!

Bruder Voltaire kann für ſeine letzte falſche Nachricht nicht, man hatte ihm das Gerücht in ſeine Zelle gebracht, aber nie mehr wird er einem ſolchen glauben, wenn der Heros nicht in Potsdam iſt; denn nur in dieſem Falle kann man auf zuverläſſige Nachrichten rechnen.

Der arme Menſch mit ſeiner Nachricht von der Ankunft einer Markgräfin und der Peſt in Augsburg! Er bittet Eure Königliche Hoheit vielmals um Verzeihung. Alles was ich weiß, iſt, daß der Marquis von Adhemar mir die heilige Verſicherung giebt, daß er in nächſter Zeit Ihnen zu Befehl ſtehen wird, wenn er nicht ſchon in Baireuth angekommen iſt. Bruder Voltaire würde gut thun, ſeine Zelle nur in der Abſicht zu verlaſſen, um in Ihre Abtei zu kommen. Er läßt nicht nach mit ſeinen Wünſchen und mit ſeinen heißen Gebeten für die Geſundheit, das Glück und das lange aber durchaus nicht das ewige Leben Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht des Markgrafen.

V.

Anfangs Auguſt 1752 war der Abbé de Prades in Berlin angekommen. Voltaire intereſſirte ſich für ihn, weil er von d'Alembert an Madame Denis und von dieſer ihrem Onkel empfohlen, mehr noch aber, weil er ein Opfer der Pariſer Geiſtlichkeit war, wenn auch ein ziemlich unſchuldiges. In Wahrheit hätte dieſe dem guten Abbé keine größere Ehre anthun können, als ſeine »Thèse«, in welcher die Sorbonne die Ketzerei engliſcher Deiſten witterte, zu verdammen. Als der Abbé eines ſchönen Morgens erwachte, erfuhr er zu ſeinem großen Erſtaunen, daß er ein ſtaatsgefährlicher Menſch ſei und daß das Parlament ihn verfolge. Von Paris entfloh er nach Holland, von da kam er nach

Berlin. Hier brachte ein wegen ſeiner religiöſen Denkungsweiſe Verfolgter vornherein die beſte Empfehlung mit ſich. Voltaire und Marquis d'Argens ſuchten ihn in irgend eine Stellung zu bringen; er wurde Lecteur und literariſcher Secretair des Königs, ein würdiger Nachfolger La Metrie's, eben ſo luſtig, dick und vieleſſend wie dieſer. Er wurde von »la Bande« darum nur »frère Gaillard« genannt. Was ihm, wie es ſich bei näherer Bekanntſchaft ergab, an allgemeinem Wiſſen abging, und das war ziemlich viel, das erſetzte er, wovon auch ſpäter der König ſpricht, durch eine unermüdliche Lunge. Ihn betrifft der nächſte Brief, er enthält eine Empfehlung des Abbé. Obgleich dieſer nicht genannt iſt, ſo können die näheren Bezeichnungen in dem Schreiben nur auf ihn paſſen. Es iſt anzunehmen, daß man im erſten Augenblicke nicht wußte, wohin mit ihm und daß Voltaire zunächſt an die Markgräfin dachte, bis dann ſpäter der König aus Schleſien zurückkam und de Prades für ſich behielt. Aber auch dieſer hat ſich nicht bewährt. Während der König mit Frankreich im Kriege war, unterhielt der Lecteur heimliche, verrätheriſche Verbindung mit dem franzöſiſchen Oberbefehlshaber, ungeachtet ihm Friedrich große Wohlthaten erwieſen und ihn in den Genuß fetter ſchleſiſcher Pfründen geſetzt hatte. Der Herr Abbé hatte vergeſſen, daß man vor dem Patrioten ein ehrlicher Mann ſein muß, und büßte dies mit Magdeburg und ſpäter mit der Verbannung aus der Nähe des Königs.

Von Voltaire.

Madame!

Bruder Voltaire ſchreibt, wie Eure Königliche Hoheit erſehen werden, nur von göttlichen Dingen. Er iſt ja auch in einem Kloſter, wo man an ſeinem Heile arbeitet. Der theologiſche Gegenſtand, um den es ſich handelt, gäbe einen viel dickeren Band, als die Summa theologiae des heiligen Thomas. Er legt beifolgende »Thèse« zu Ihren Füßen und giebt es Eurer Königlichen Hochehrwürden anheim, ſich darüber zu äußern. In Frankreich giebt es Mönche von Fontevraud, welche blindlings einer Aebtiſſin gehorchen, ich fühle mich dazu gehörig.

Brauchten Sie, Madame, einen Vorleſer? Ich wüßte einen, der an Lunge und an Geiſt gleich unermüdlich, einen Theologen, der nicht an Gott glaubt, der gelehrt iſt wie La Croze, eben ſo dick iſt und eben ſo ißt wie dieſer, der ſehr leicht zu behandeln und gar nicht theuer iſt. Ich könnte ihn Eurer Königlichen Hoheit verſchaffen und Sie wiſſen, ich mache Ihnen keine ſchlechten Geſchenke. Durch mein ganzes Leben können Sie auf meinen Eifer für Ihren Dienſt rechnen.

Ihrer Befehle habe ich mich bei dem Baron von Pöllnitz entledigt. Damit kann man ihm ſeine Geſundheit wiedergeben und wirklich befindet er ſich ſchon viel beſſer.

Hätte ich jemals eine Gesundheit, wie sie der höchste Autor der natürlichen Religion mir rundweg verweigert hat, sicher käme ich nach Baireuth, um mich nach der Ihrigen zu erkundigen. Baireuth ist die Kirche, wohin ich wallfahrten, wo ich meinen Gottesdienst halten und vor der erhabenen Heiligen mich niederwerfen will, um sie in tiefster Ehrerbietung anzurufen. Würden wohl Seine Durchlaucht der Markgraf meine Huldigungen entgegenzunehmen so gnädig sein? Gestatten mir Eure Königliche Hoheit huldvollst, daß ich in dieses Packet einen Brief für Herrn von Adhemar mit einlege?

V.

Der Zustand des Herrn von Montperny nimmt mein inniges Mitgefühl in Anspruch; Eure Königliche Hoheit würden in ihm einen Diener verlieren, wie ihn Fürsten nur sehr selten finden.

Von Voltaire.

Potsdam, den 27. October (1752).

Madame!

Bruder Voltaire ist todt für die Welt, er findet nur noch Gefallen an der Zelle und dem Kloster, das er seit acht Monaten nicht mehr verlassen hat, sein Stillschweigen bricht er auch nur für Eure Königliche Hoheit. Trotz seiner Entsagung von allem Aeußeren, ist ihm noch eine kleine Schwäche geblieben, und diese Schwäche, Madame, sind Sie. Zwar glaubt er selbst,

daß es gar keine iſt, und daß Gott ihm verzeihen wird, wenn er eine ſo tief begründete Anhänglichkeit an eines ſeiner vollkommenſten Weſen bewahrt. Ich nehme mir die Freiheit, Ihnen ein kleines Andachtswerk zu ſchicken, welches ich für meinen ſehr ehrwürdigen Vater im Herrn, den Philoſophen von Sansſouci verfaßt habe. Nur bitte ich Eure Königliche Hochehrwürden inſtändigſt, davon ja keine Abſchrift machen zu laſſen. Die Geheimniſſe der Heiligen dürfen vor profanen Augen nicht entweiht werden. Das fromme Manuſcript iſt zwar ſehr klein geſchrieben, vielleicht können Sie es ſich vom Marquis von Adhemar oder vom Marquis de Montperny, den Diaconen Ihrer Kirche, vorleſen laſſen. Leider kann meine Hoffnung, daß der Marquis von Adhemar bereits um Eure Königliche Hoheit iſt, nur auf einer Vorausſetzung beruhen, denn von ihm ſelber habe ich ſeit einem halben Jahre keine Nachricht. Iſt er aber bei Ihnen, Madame, dann kann es mich gar nicht mehr wundern, daß er alle übrigen Menſchen vergißt; ich hoffe immer noch eine kleine italieniſche Reiſe zu machen und vor meinem Tode die unterirdiſche Stadt zu ſehen, aber bevor ich das ſchaue, was unter der Erde iſt, gedenke ich dem Verehrungswürdigſten, was über der Erde iſt, meine Ehrfurcht zu bezeigen und Eurer Königlichen Hoheit und Seiner Durchlaucht dem Markgrafen die Verſicherung tiefſter Ehrerbietung und des innigſten Eifers Bruders Voltaire's zu erneuern.

Dieſer Brief traf die Markgräfin wahrſcheinlich in Erlangen, der Hauptſtadt des Unterlandes des Markgrafthums Baireuth. Dort hielt ſich der Markgraf alljährlich im Herbſte einige Zeit zur Abhaltung der Jagden auf; ſeine Gemahlin jagte nicht mit, ſie blieb in dem hübſchen Schloſſe zurück und in ihrem Gemache, das hinaus in den ſtillen melancholiſchen Schloßgarten ſah, wo vielleicht eben der Wind die Herbſtblätter aufſcheuchte, ſchrieb ſie dieſe Antwort. Die kleine philoſophiſche Abhandlung, in welcher der ſpeculative Geiſt und das warme Gefühl dieſer Frau gleich überzeugend ſich kund geben, iſt dem Orte ganz entſprechend. In Erlangen hatte die Markgräfin 1743 eine Univerſität gegründet, die heute noch in Blüthe und Anſehen ſteht und eine fruchtbare Pflanzſtätte deutſcher Wiſſenſchaft vornehmlich evangeliſcher Theologie geworden iſt. Bei Gelegenheit der Einweihung derſelben hatte die Schülerin des Descartes, bei der hier und da von der ideellen Anſchauung ihres Meiſters eine leiſe Schwenkung zu Spinoza und weiter zu der Empirie der engliſchen Deiſten bemerkbar wird, unter den Themata zu einer deutſchen Disputation auch den Satz aufgegeben: Daß die Materie denken könne. Voltaire hatte in ſeinen Briefen über Locke denſelben Satz aufgeſtellt, und dieſen ſeinem engliſchen Meiſter nachgeſprochen, der ihn hinwieder von Spinoza entnommen hatte, freilich in rein erfahrungsmäßiger Ausdehnung und darum in veränderter Auffaſſung. Nach Spinoza ſind Materie und

Geiſt eins, und der vermeintliche Unterſchied liegt nur in den Grenzen unſerer beſchränkten Erkenntniß, während Locke einen Schritt weiter geht, und die geiſtige Thätigkeit des Menſchen von den Anregungen und Funktionen des menſchlichen Körpers ausgehen läßt. Man ſieht, die Frage hat, wie heutzutage, ſchon vor hundert und vor tauſend Jahren die Geiſter beſchäftigt, und das große Geheimniß wird das Denkerräthſel bis zum letzten Menſchengedanken bleiben.

Von der Markgräfin.

Erlangen den 1. November (1752).

Um das Werk, welches Sie mir gütigſt überſandt haben, würdig zu loben, dazu braucht es mehr Geiſt und Feinheit, als ich beſitze. Man muß bei Bruder Voltaire auf Alles gefaßt ſein. Was er Schönes macht, ſetzt nicht mehr in Erſtaunen; das war früher der Fall, ſeit langer Zeit bewundert man ihn nur noch. Ihr Gedicht »Sur la loi naturelle« hat mich entzückt. Neuheit des Gegenſtandes, Erhabenheit der Ideen, Schönheit der Form, Alles iſt darin vereint, aber — darf ich es ſagen? Eines fehlt, um es vollkommen zu machen: der Gegenſtand erfordert eine größere Ausbreitung, als Sie ihm gegeben haben. Beſonders der erſte Satz erfordert eine weitläuftigere Erklärung. Erlauben Sie, daß ich mich ausſpreche und Ihnen meine Bedenken mittheile.

Gott, sagen Sie, hat allen Menschen das Gefühl der Gerechtigkeit und das Gewissen gegeben, um ihnen seinen Willen kund zu geben, eben so wie er ihnen alles zum Leben Nothwendige dargeboten hat. Hat also Gott dem Menschen die Gerechtigkeit und das Gewissen verliehen, so sind folglich diese beiden Eigenschaften dem Menschen angeboren und werden nothwendige Attribute seines Wesens. Daraus folgt in nothwendiger Folge, daß der Mensch demgemäß handeln muß, und daß er weder ungerecht sein kann, noch von Gewissensbissen beladen, da er doch nicht gegen einen mit seinem ursprünglichen Wesen verbundenen Instinkt handeln kann. Die Erfahrung lehrt aber das Gegentheil: Wenn die Gerechtigkeit ein Attribut unseres Wesens wäre, so wäre alle Hinterlist verbannt, die Advokaten stürben Hungers und die Parlamentsräthe würden Frankreich um ein gegebenes oder verweigertes Stück Brot nicht mehr beunruhigen, wie sie es jetzt thun, und die Jesuiten und Jansenisten würden ihre Ignoranz betreffs ihrer Doctrin offen bekennen.

Die genannten Eigenschaften sind also nicht zum Wesen gehörig, sondern nur beziehungsweise auf die menschliche Gesellschaft vorhanden. Die Eigenliebe hat die Gerechtigkeit erzeugt. In den Urzeiten zerrissen sich die Menschen untereinander um Kleinigkeiten, wie sie es auch noch heute thun, es gab weder eine Sicherheit des Domicils, noch eine Sicherheit des Lebens. Die unglücklichen Unterscheidungen zwischen Mein und Dein,

die man heutzutage nur zu ſehr innehält, verſcheuchten jede Einigkeit. Von der Vernunft erleuchtet, von der Eigenliebe getrieben, kam der Menſch endlich zu der Erkenntniß, daß die Geſellſchaft ohne Ordnung nicht beſtehen könne. Zwei mit ſeinem Weſen verknüpfte und ihm angeborene Triebe brachten ihn dahin, gerecht zu ſein, und das Gewiſſen war nur eine Folge des Rechtsgefühls. Dieſe zwei Triebe, die ich meine, ſind die Abneigung gegen jede Art von Unbehagen und dann der Drang nach Vergnügen.

Die Unruhe kann nur das Unbehagen gebären, und die Ruhe iſt die Mutter des Vergnügens. Ich habe mir ein beſonderes Studium daraus gemacht, das menſchliche Herz zu ergründen: ich urtheile nur nach meinen Erfahrungen aus der Geſchichte. Doch ich verſenke mich zu weit in dieſes Thema und könnte leicht wie Ikarus aus den Wolken fallen; ich erwarte Ihre Entſcheidung mit Ungeduld und werde ſie wie Orakelſprüche betrachten. Führen Sie mich auf den Weg der Wahrheit und nehmen Sie die Verſicherung, daß, wie dieſe auch lauten möge, Eines unwiderleglich iſt, nämlich der Wunſch, Ihnen einen Beweis zu liefern, wie ſehr ich Ihre aufrichtige Freundin bin.

Wilhelmine.

In Berlin eilten die Dinge unaufhaltſam ihrem letzten Stadium, einem vollſtändigen Bruche zwiſchen Voltaire und dem Könige, entgegen. Zwei Naturen,

wie Maupertuis und Voltaire konnten nicht lange in gutem Einvernehmen sich neben einander halten. Ersterer war ebenso eifersüchtig, als der Letztere. Der Friede, der bisher unter der Tafelrunde der Ritter des Geistes geherrscht hatte, war nur ein conventioneller, durch äußere Rücksichten gebotener. Schon Ende des Jahres 1751 schreibt Pöllnitz an die Markgräfin: »Unsere Schöngeister leben in einer scheinbaren Herzlichkeit, nur Herr von Maupertuis, der Keinen neben sich in der Gunst des Königs dulden kann, ist seit einem Vierteljahre in Berlin, die anderen verkehren mit einander per theurer Isak (so nannte Voltaire seinen Freund, den Marquis d'Argens, den Verfasser der Lettres juives), theurer Marquis, theurer Graf — aber ich glaube, daß sie sich trotz aller dieser Betheuerungen gegenseitig sehr leichten Kaufes los werden möchten«. In dem nun folgenden sehr unerquicklichen Streite erregt Voltaire Pein und Maupertuis Erbarmen. Wer an Weisheit von Beiden überlegen war, ist schwer zu sagen, wer an Geist, ist leicht zu rathen. Voltaire war hier der Stärkere, aber Maupertuis dennoch der Mächtigere; er war Präsident der Akademie der Wissenschaften, also durch ein großes Amt geschützt und hatte außerdem durch seine Frau, die spätere Oberhofmeisterin der Prinzessin Amalie, eine Stütze in der Berliner vornehmen Gesellschaft.

Der Streit begann folgendermaßen: Der Präsident der Berliner Akademie der Wissenschaften wollte ein

neues Naturgesetz gefunden haben: »Von der Anwendung der kleinsten Kraft (minimum) in den Wirkungen der Körper.« Da trat ein Mathematik-Professor Koenig aus dem Haag auf, ein alter Bekannter Voltaire's aus Cirey, den dieser zwar nie hatte leiden mögen, aber jetzt sehr willkommen hieß; denn der Professor bewies nun der gelehrten Welt, daß schon in einem Briefe Leibniz's, von welchem er ein Fragment in Abschrift mittheilte, von diesem Naturgesetze die Rede sei, und zwar scheine sich der berühmte Philosoph dagegen zu erklären. Arger olympischer Zorn bei Maupertuis, heftiges Herumrücken seiner kleinen runden Perrücke von rothen Haaren, man wollte ihm seine Entdeckung streitig machen! Genug er ließ in öffentlicher Sitzung der Akademie den Brief für falsch erklären. Koenig trat gegen diese Verurtheilung mit einer glänzenden Vertheidigung vor das Publikum, indem er den ganzen Brief mit zwei andern von Leibniz über diesen Gegenstand mittheilte. Nun ließ es auch dem Dichter keine Ruhe mehr, schon längst hatte die Feder in seiner Hand gebraunt, er schrieb den Brief eines Berliner Akademikers, in welchem er Maupertuis des Plagiats beschuldigte und dessen Einwirkung auf die Akademie als einen verderblichen Mißbrauch seiner Stellung hinstellte. Dieser Brief war so herausfordernd, daß auch bald eine Antwort und zwar vom Könige selbst erfolgte; eine energische Erklärung gegen »eine ehrlose Lästerschrift«, eine Vertheidigung des Berliner Präsidenten.

Beide Schriftstücke waren natürlich anonym erschienen, aber ihre Verfasser kannten sich so gut; wir können auch recht wohl begreifen, wie schmerzlich es für den schriftstellerischen Meister sein mußte, mit den Waffen, die er seinen Lehrling schmieden gelehrt hatte, sich nun selbst angegriffen zu sehen. Jetzt war an kein Zurückgehen, an kein Stillstehen mehr zu denken, die Kampflust entbrannte in ihm, er wollte den »applatiseur de la terre« nicht mehr bekämpfen, nein, er wollte ihn vernichten. Sprach's und setzte sich — die Feder tanzte fieberhaft auf dem Papiere auf und ab, »Histoire du docteur Akakia«, diese beißende Satyre auf die wissenschaftlichen Schrullen Maupertuis' war fertig; Maupertuis war gerichtet, denn er war lächerlich gemacht.

Friedrich hatte die Schrift im Manuscript gelesen, sich über die Verspottung des Gelehrten belustigt, Voltaire jedoch ersucht, das Manuscript nicht zum Drucken zu geben. Nichtsdestoweniger kam es denn doch unter die Presse, und zwar mißbrauchte Voltaire zu diesem Zwecke die Erlaubniß, welche ihm der König zum Drucke einer anderen Schrift gegeben hatte. Die Exemplare wurden auf Befehl des Königs vernichtet. In Berlin unterdrückt, tauchte das Buch in Dresden auf, und hier durfte schon damals Alles, was einer Piquanterie gegen Preußen ähnlich sah, ungestraft durchgehen. Jetzt konnte der König die öffentliche Verhöhnung des Präsidenten seiner Akademie der Wissenschaften nicht

länger ungeahndet lassen; denn in Maupertuis war nicht mehr der Gelehrte, in ihm war das öffentliche Amt verhöhnt, und dieses verlangte eine Sühnung.

Es war am 24. December Nachmittags, am Vorabende des Christfestes, wo halb Berlin auf der Straße war. Neugierig umstand die Menge auf den Plätzen ein großes Feuer, welches vom Henker geschürt wurde; in dasselbe wurden Bücher geworfen. Voltaire sah von seiner Wohnung in der Taubenstraße aus dieses Autodafé, schickte, von einer Ahnung bewegt, seinen Secretair hinab, um fragen zu lassen, welches Buch man verbrenne. Die Antwort war: »Histoire du docteur Akakia«. Die Flammen, die auf der winterlichen Schneedecke nach und nach erloschen, loderten in der Brust des Dichters mit erneuter Macht auf. Was hatte er bisher nicht schon Alles erduldet, freilich meistentheils durch seine eigene Schuld, aber auch dann mehr als ein Mann ertragen durfte! Die Flammen verbrannten nicht nur den Doktor Akakia, sondern den letzten geringen Rest dessen, was in dem Dichter an Zuneigung, Verehrung, Rücksicht und Dankbarkeit gegen den König noch vorhanden war. Voltaire sandte sein Pensionspatent, den Orden und Kammerherrnschlüssel an den König zurück; dieser jedoch ließ ihm Alles in den gnädigsten Ausdrücken wieder zurückgeben und überdies noch einladen, nach Potsdam zu kommen und dort seine Zimmer zu beziehen.

Unbegreiflich wäre es von Voltaire, unbegreiflicher noch vom Könige, wie Beide nach dieſen Vorgängen noch an ein ferneres Zuſammenleben denken konnten, wenn man dieſelben eben nur als ephemere Perſönlichkeiten und nicht als hiſtoriſche Erſcheinungen auffaßte. Aber das war es, ſie fühlten Beide gegenſeitig ihre Jahrhunders-Bedeutung, ihren Urſprung von ein und derſelben Zeitenmutter, ihre innige Zuſammengehörigkeit und ihren Weltberuf, das Jahrhundert auf ſeine Höhe über alle Jahrhunderte chriſtlicher Zeitrechnung zu führen. Darum der geheimnißvolle magnetiſche Zug zwiſchen Beiden, dieſes Sichnichtmiſſenkönnen, daraus das Streben, es doch von Neuem wieder zu verſuchen, wenn ſie auch noch ſo weit auseinander waren. Der Geiſt vereint die Menſchen, der Character aber trennt ſie. Würde jedoch Voltaire's Character, ſo wie er ſich wirklich gezeigt hatte, zur Erſcheinung gekommen ſein, wenn dieſer enthuſiaſtiſche, verklärende, vergötternde Briefwechſel mit dem Könige nicht vorausgegangen wäre? Leute, die ſich brieflich kennen gelernt haben, ſollten das perſönliche Begegnen vermeiden; die wirkliche Erſcheinung wird ſtets hinter der illuſoriſchen zurückbleiben, im Geiſte ſieht man nur Licht, die Perſon bringt die Schatten mit ſich; ſchließlich ärgert man ſich darüber, daß man ſich getäuſcht; aus dieſer inneren Gereiztheit entſtehen wieder äußere Verdrießlichkeiten, daraus entfremdende Verdächtigungen, gegenſeitige Anklagen, Ungerechtigkeiten, innere Abneigung, bis denn

ähnlich dem Baſte, der auch vor dem großen Riſſe unzählige kleine Spaltungen zeigt, die letzte Erſchütterung geſchah, welche dieſe leuchtenden Sterne weit in ihrer Bahn auseinander führte.

Friedrich und Voltaire trugen die Signatur ihrer Zeit, des Jahrhunderts der glänzendſten Widerſprüche, wie ſie vordem kein anderes aufzuweiſen hatte. Friedrich war ein Genie, Voltaire nur ein Talent, aber das glänzendſte; Friedrich erhob ſich über die Widerſprüche ſeiner Zeit zu einer klaren, großen, einheitlichen Perſönlichkeit, Voltaire blieb in denſelben ſtecken und zeigte darum ſo oft einen Doppelcharacter. In ihm lebte ein ſittliches, religiöſes, hohes Ideal, aber anſtatt daſſelbe mit der Welt der Thatſachen in Einklang gekommen wäre, wie bei Friedrich, gerieth es mit derſelben ſtets in Conflict. Mit ſeinem Ziele wächſt der Menſch; mit den Schwierigkeiten dieſes Zieles hebt ſich die ſittliche Kraft. Friedrich hatte, um ſeine menſchliche Schwäche zu ſtärken, ſeinen Degen; Voltaire, um ſeine Stärke zu ſchwächen, ſeine Feder, deren Macht ſo groß und für ihn ſo leicht verführeriſch war.

Wie kann man aber noch fragen, ob Voltaire ein Dichter war, wenn man ſein langes, im ewigen Kampfe ſich verzehrendes Leben betrachtet? Warum ſollte er keiner geweſen ſein? Etwa weil er Ländereien und Equipagen beſaß und glückliche Geldſpeculationen gemacht hatte? Er war mit demſelben Anſpruche ein Dichter, wie es Homer, Dante, Shakeſpeare, wie es

Corneille und Göthe geweſen. Frankreich aber brauchte einen anderen Dichter als Griechenland in ſeiner Heroenzeit, das achtzehnte Jahrhundert eine andere Sprache, als die Milch der Sprache Homer's, oder den Feuerwein derjenigen Dante's, es brauchte Scheidewaſſer, um den blinden Aberglauben, die dünkelhafte Frömmelei, die falſche Abgötterei, die maßloſe Intoleranz, die geiſtige Tyrannei der Zeit damit zu überſchütten, und ſeiner Entrüſtung, ſeinem Zorne, ſeinem Schmerze und ſeiner Verachtung Ausdruck zu geben. Je bitterer, vernichtender die Sprache Voltaire's iſt, deſto ſchärfer bezeichnet ſie den weiten Abſtand der äußeren Welt von der ſeines Ideals; je breiter dieſe Kluft, deſto höher erſcheint dieſes Ideal, und wenn es eine Wahrheit iſt, daß dieſes dem Dichter den Weiheknß verleiht, ſo war Voltaire ein mit dieſem Kuß Begnadigter. Freilich die höchſte Weihe blieb ihm verſagt. Er war der Bannerträger der Negation, er war ein glänzender, aber darum kein großer Dichter; denn das Genie iſt immer poſitiv, und dazu fehlte Voltaire der Charakter und vor Allem die Treue.

Wir wollen den Ereigniſſen wieder folgen. Voltaire fühlte am Ende wohl ſelbſt, daß es zwiſchen ihm und dem Könige doch nicht wieder zu den früheren innigen Beziehungen kommen würde, obgleich ſie ſcheinbar völlig ausgeſöhnt in gutem Einvernehmen auseinander gingen; er reiſte am 26. März 1753 von Potsdam ab, um in die Bäder von Plombières zu gehen. In Frankfurt

ſollte ihn ſeine Nichte erwarten. Schon von Leipzig aus bedrohte er nicht nur Maupertuis mit neuen Pasquillen, ſondern ſchrieb auch gegen den König Schmähſchriften in den Zuſätzen zu ſeinem Romane »Zadig«, in »Les voyages de Scarmentado«; ſeine Feder war nun einmal auch ſein Dämon.

Nach einem Aufenthalte bei der geiſtreichen Herzogin von Sachſen-Gotha auf dem Friedenſtein bei Gotha und bei dem Landgrafen von Heſſen-Kaſſel, kam er am letzten Mai 1753 in Frankfurt a. M. an. Hier erfuhr er denn eine Behandlung, die für den König ewig ein Vorwurf geblieben wäre, wenn dieſer ſpäter nicht erklärt hätte, daß Alles, was außer der Abforderung des Ordens, des Kammerherrnſchlüſſels, ſeiner Briefe und Gedichte geſchehen, wider ſeinen Befehl und Willen erfolgt war. So war es auch.

Kriegsrath von Freytag, Reſident des Königs in Frankfurt a. M., hatte den Auftrag, dem Reiſenden obige Gegenſtände abzufordern. Ihm ſchob auch Voltaire ſpäter alle Schuld zu, und ſo groß war die Bitterkeit, welche die Erinnerung an dieſe Tage in ihm erzeugte, daß er noch vier Jahre ſpäter an den Marſchall von Richelieu, der mit franzöſiſchen Truppen auf dem Wege nach Deutſchland war, ſchrieb: »Wenn Sie durch Frankfurt kommen, bittet Sie Madame Denis ſehr angelegentlich, daß Sie gütigſt ihr die vier Ohren von zwei Schurken (nämlich Freytags und ſeines Gehilfen, eines Hofraths Schmidt) zuſenden möchten«. Außer

den Poesien übergab der einstige Günstling Alles, was ihm abgefordert wurde. Am 17. Juni traf das Manuscript der Gedichte des Königs ein und wurde ebenfalls an den Bevollmächtigten ausgehändigt. Da noch keine Ordre von Potsdam eingetroffen war, obwohl die Sache selbst schon erledigt, da Voltaire unterdessen einen vereitelten Fluchtversuch gemacht hatte, so ließ dieser Freytag am 20. Juni Voltaire mit seiner Nichte verhaften und unter einer Escorte von Frankfurter Stadtsoldaten — man stelle sich dieses Schauspiel vor — öffentlich in eine Art von Gefängniß abführen. Der unwürdigsten Behandlung preisgegeben, wurde Madame Denis bis zum 25. Juni, ihr Onkel aber bis zum 6. Juli in Verhaft gehalten, nachdem am 5ten Befehle des Königs aus Potsdam eingetroffen waren, Herrn von Voltaire unverzüglich seiner Haft zu entlassen.

Diese empörende Rechtswidrigkeit, ausgeführt in falschem Diensteifer von einer subalternen Natur, einem Manne, von dem Voltaire behauptete, er sei früher in Sachsen schimpflich verurtheilt gewesen, obwohl es nicht denkbar ist, daß der König einen solchen Mann an einen derartigen Vertrauensposten gestellt hätte — diese That war in einer gewissen Stadt Frankfurt möglich, die sich von jeher mit so viel Behagen und so wenig Recht eine freie Reichsstadt nannte und stets so große Furcht vor dem Mächtigen hatte, daß sie auch diesmal nicht wagte, einem solchen willkürlichen, aller Stadtfreiheit Hohn sprechenden Verfahren Einhalt zu thun. Welcher Schick-

ſalswechſel! Voltaire in der Hand von rohen ordinairen Menſchen, überliefert ihren Inſulten und Gemeinheiten, behandelt wie ein Verbrecher — und Voltaire, der Abgott der Pariſer und aller Großen, der Freund des Königs, der in Berlin ſo lang Erſehnte und ſein ſonnenleuchtendes Erſcheinen bei jenem Carrouſſel! Warum der König ihm die Gegenſtände nicht gleich bei ſeiner Abreiſe von Potsdam hatte abfordern laſſen? Voltaire's Abſichten traten durch ſeine Haltung und ſein Benehmen erſt klar während des Aufenthaltes in Leipzig zu Tage; daraus gewann dann der König die Ueberzeugung, daß jener von ſeinen Poeſien, welche ſatyriſche Ausfälle gegen fremde Höfe, namentlich gegen einflußreiche Perſönlichkeiten und das Treiben am Hofe von Verſailles enthielten, einen ſchlimmen Gebrauch machen würde, und die That rechtfertigte dieſe Befürchtung. Die meiſten und hartnäckigſten Feinde in Verſailles erwuchſen dem Könige theils aus ſeinen Verſen, theils aus ſeinen mündlichen, ſcharfen Aeußerungen über die Perſonen, welche damals Frankreichs Geſchicke leiteten; Friedrich der Große konnte Schlachten gewinnen, aber niemals eine beißende Bemerkung zurückhalten. Noch von Berlin und Potsdam aus war Voltaire's Hauptaugenmerk ſehnſüchtig nach Verſailles gerichtet. Was er in Preußen nicht erreichen konnte, zu einer diplomatiſchen oder ſtaatsmänniſchen Stellung zu gelangen, das hoffte er noch immer von ſeinem Vaterlande und darum ſuchte er dort, wo das Vertrauen auf ihn bedeutend geſunken war,

ſich wieder in Gunſt zu ſetzen, darum beging er Dinge, welche in Sansſouci ihn um jedes Vertrauen brachten, und ihm doch in Verſailles darum kein neues erwarben. Friedrich hatte ihn ſchon durchſchaut, während er mit ihm anſcheinend noch auf dem beſten Fuße ſtand. Als Voltaire nach einer längeren Abweſenheit von Sansſouci ſeine Zimmer dort wieder bezog, fand er die Wände gelb, mit der Farbe der Mißgunſt, lackirt, und die Möbeln mit Tapiſſerien bezogen, auf denen die Fabeln vom Fuchſe dargeſtellt waren. Von dieſer Zeit fing auch die reſervirte Haltung des Königs an.

Als Voltaire nach Preußen kam, um hier mit dem königlichen Philoſophen in täglichem und vertrauteſtem Umgange zu leben, da ging durch die ganze gebildete Welt ein Staunen und ſtilles Freuen; denn bisher war ein ſolches Verhältniß nur ſich ſelber Beiſpiel geweſen. Für das erwachte deutſche Bildungsbedürfniß zogen helle Sterne herauf, ſchöne Hoffnungen, nicht etwa, daß Voltaire der Leitſtern des deutſchen Geiſtes ſein könnte, wohl aber, daß ſolch Beiſpiel eines großen Königs in den Einzelnen Eifer und Streben erregen möchte, aus der geiſtigen Verwahrloſung herauszutreten und ſich ideellen Intereſſen hinzugeben. Das Wort des ſpäteren Dichters:

»Drum ſoll der Sänger mit dem König gehen;
Sie beide wohnen auf der Menſchheit Höhen.«

ſchien hier zu ſchönſter Erfüllung gediehen zu ſein, wenn eben dieſe Höhen nicht ihre großen Gefahren hätten.

Die meiſten Dichter, die wir in ſolchen Verhältniſſen ſahen, waren ikariſche Naturen, ihre Phantaſie hob ſie zur Sonne, aber ſie verloren den materiellen Schwerpunkt und fielen herab; nur Göthe-Apollo vermochte ſich auf der rechten Bahn zu halten. Bei Voltaire kam aber noch etwas Anderes hinzu, bei ihm rächte ſich der innere Widerſpruch, ſich im Glanze des Hofes, Staates und der königlichen Autorität zu ſonnen, während ſeine ganze Thätigkeit doch raſtlos auf deren Sturz hinarbeitete.

Frankfurter Stadtſoldaten waren das Ende — ein recht klägliches Ende und eine ungeheure Ironie, wenn nicht ein ſo ſchmerzlicher Ernſt darin läge. Denn die Frankfurter Kataſtrophe war es, die den Keil des Grolles in das Herz des Dichters trieb und jene Inconſequenzen, Widerſprüche, Unwürdigkeiten und treuloſen Handlungen herbeiführte, die wir ſpäter an Voltaire gegen ſeinen einſtigen, königlichen Freund zu beklagen haben.

Madame Denis hatte ſich ſchon am 11. Juni perſönlich an den König gewandt, und um Losgabe ihres Onkels gebeten; Voltaire hatte ebenfalls an den Abbé de Prades geſchrieben — keine Antwort war erfolgt. Was ſollte das bedeuten? Die Verkehrsmittel waren damals äußerſt mangelhaft und wenn man ſchon, um von Potsdam nach Frankfurt a. M. zu gelangen, vier bis fünf Tage brauchte, ſo wurde dieſe Zeitfriſt durch die Reiſe des Königs nach Preußen noch um das

Doppelte verlängert. Die am 20. Juni erfolgte förmliche Verhaftung trieb dem so leicht erregbaren Dichter vollends das Blut zum Kopfe. Durch die Hände der Markgräfin war schon früher gegen das Ende 1752, nach dem Erscheinen des Akakia, ein Brief an den König, eine Vertheidigung, ein letzter Versuch zur Wiedergewinnung der königlichen Gunst gegangen. Wo bot sich eine einflußreichere und hilfeversprechendere Vermittlung? Voltaire wollte sich nur an die Markgräfin wenden; denn wie konnte er wissen, ob der König überhaupt einen Brief von ihm noch annehmen würde! Bei seiner Nichte hingegen war das ein ander Ding; die konnte direkt an den Monarchen schreiben; sie war eine Dame, sie war Französin und zwischen ihr und dem Könige lag keine Vergangenheit. Ihr Brief an den König ist vom 21. Juni datirt, und mag der Schreiberin viele Ueberwindung gekostet haben. Sie haßte den König, angeblich weil er ihren Onkel vor Aerger würde sterben lassen, in Wahrheit aber, weil sie so allein in Paris leben mußte, fern von ihrem Onkel, dessen Triumphe sie mit zu genießen gewohnt war. Das Schriftstück unterscheidet sich von dem ihres Onkels an die Markgräfin nur durch die Form, der Inhalt ist so ziemlich derselbe, auch in den Uebertreibungen; so ist von zwölf Soldaten die Rede, während nur zwei die Wache versahen; ebensowenig dachte der Dichter daran, von Frankfurt aus mit seiner Nichte die Reise nach Baireuth zu machen. Dieser Brief ist

noch am Abend der Verhaftung geſchrieben und von Varnhagen in deſſen Aufſatze »Voltaire in Frankfurt a. M.« mitgetheilt.

Von Voltaire.

Madame!

Möge das Mitleid Ew. Königlichen Hoheit rege werden und Ihre Gnade uns ſchützend entgegenkommen! Meine Nichte, Madame Denis, welche nach Frankfurt gekommen war, um mich zu tröſten, in deren Abſicht es lag, die Reiſe zu Ihnen zu unternehmen, um vereint mit mir zu Ihren Füßen Ihre Vermittlung anzuflehen, eine Frau, die in Paris allgemeine Achtung und Verehrung genießt, iſt durch einen Untergebenen des Herrn v. Freytag, Reſidenten Seiner Majeſtät Ihres Königlichen Bruders, ſo eben in Verhaft genommen worden. Dieſer Menſch hat ſie im Namen des Königs mitten unter dem Zulauf der Bevölkerung in daſſelbe Haus abführen laſſen, wohin man mich gebracht hat; man hat ihre Kammerfrau und ihre Diener ihr genommen, vier Soldaten ſind vor ihrer Thüre poſtirt, und der Menſch verbringt die Nacht in ihrem Zimmer — das iſt die Abſicht.

Als mich Herr v. Freytag am 1. Juni im Namen des Königs feſthielt, übergab ich ihm alle Briefe, welche ich von Seiner Majeſtät in Händen hatte. Er forderte noch den Band mit den Poeſien des Königs von mir;

derſelbe war in einer Kiſte, welche von Leipzig nach Hamburg gehen ſollte. Herr v. Freytag unterzeichnete zwei Zettel mit folgendem Wortlaut:

> Sobald die große Kiſte mit dem poetiſchen Werke, welches im Auftrage des Königs mir übergeben werden ſoll, zurück iſt, können Sie abreiſen, wohin es Ihnen beliebt.

Das fragliche Buch kam den 17. Juni Abends an, ich wollte am 20ſten abreiſen, nachdem ich alle meine Verpflichtungen erfüllt hatte. Man hat mich, meinen Secretair und meine Nichte arretirt. Wir haben vor unſern Thüren zwölf Soldaten. In dem Augenblicke, wo ich dieſes ſchreibe, liegt meine Nichte in Krämpfen. Wir wiſſen ſicher, daß der König ſolche entſetzliche Gewaltthätigkeit niemals gutheißen wird.

Haben Sie die Gnade, Madame, ihm dieſen Brief zu ſenden, und wollen Sie ihm die Verſicherung geben, daß ich trotz einer ſo unerhörten Behandlung mit derſelben Verehrung und mit gleicher Anhänglichkeit an ſeine Perſon bis zum letzten Athemzuge verharren würde. Ich bitte ihn nochmals für meine Vergehen inſtändigſt um Verzeihung. Immer noch hatte ich geglaubt, er würde mir die Gnade gewähren und mich eine Vertheidigung gegen Maupertuis verſuchen laſſen. Wenn es ihm jedoch unangenehm iſt, ſo will ich auch nicht mehr davon ſprechen. Nochmals, Madame, wiederhole ich es, mein Herz hat niemals aufgehört, für den König

zu ſchlagen und wird es auch nimmermehr. Für Eure Königliche Hoheit wird es ſtets von den zarteſten Gefühlen der Verehrung erfüllt ſein.

Bruder **Voltaire** — leider nur einſtmals!

Frankfurt, den 20. Juni 10 Uhr Abends.

In ſieben Tagen endlich gelangte die Sendung von Frankfurt nach Baireuth, denn die Taxis'ſche Poſt ſchonte ihre Roſinanten. Am 29. Juni geht, wie wir vermuthen, aus jenem kleinen verborgenen Studir- und Schreibekabinete in Eremitage ein Brief an den König ab, in welchem ſich folgende Stellen finden: »So eben habe ich von Voltaire und Madame Denis ein ganzes Packet erhalten, welches ich ſo frei bin, Dir zu ſenden. Es iſt mir nicht lieb, daß ſie ſich gerade an mich wenden, aber in der Furcht, ich möchte in dieſe ſchlimme Geſchichte verwickelt werden, ſchicke ich Dir, liebſter Bruder, Alles, was ich von ihnen erhalten habe. — Hat Voltaire irgend mündlich oder ſchriftlich den Dir gebührenden Reſpect verletzt, ſo ſteht er in meinen Augen als der unwürdigſte und elendeſte Menſch da. Ein ſolches Betragen kann ihm nur die Verachtung aller ehrenwerthen Menſchen zuziehen. Sein Alter, ſeine Schwäche und ſein durch dieſe Kataſtrophe beſchädigter guter Ruf flößen mir jedoch Mitleiden mit ihm ein. Wenn ein Menſch zur Verzweiflung gebracht wird, iſt er zu Allem fähig. Nach Deiner Meinung, liebſter Bruder, habe ich vielleicht zu Gunſten

ſeines Geiſtes noch zu viel Wohlwollen für ihn, aber in Deinem Herzen wirſt Du mein Mitleid mir nicht übel deuten. Selbſt der Schuldige hat darauf ein Recht, ſobald er unglücklich iſt.«

Ja wohl hatte die Freundin Mitleid mit ihm, mehr als ſie vielleicht dem Bruder geſtehen wollte. Sie konnte die Fehler Voltaire's nicht leugnen, ſie konnte ſie aber begreifen.

Dem Könige wäre es ſehr lieb geweſen, wenn Voltaire anſtatt nach Gotha und Frankfurt, nach Baireuth gegangen wäre. Dann hätte er dorthin Jemand geſchickt, um die Gegenſtände zurückfordern zu laſſen. Wie peinlich wäre dies für die Markgräfin geweſen! Wir ergründen vollkommen ihr Gefühl und pflichten ihr von ganzem Herzen bei, wenn ſie Dem hatte entgehen und Voltaire verhindern wollen, mit ſeiner Nichte nach Baireuth zu kommen.

Durch die folgenden, kurz nach Voltaire's Weggang geſchriebenen Zeilen an ihren Bruder erkennt man, wie ſchmerzlich der Bruch zwiſchen Beiden für ihr Empfinden iſt und wie ſie bemüht war, mit ihrer weichen, weißen Hand die Zorneswange des Königs zu ſtreicheln. »Die Briefe, welche er hierher geſchickt hat, welche ohne irgend einen Argwohn oder eine Abſicht geſchrieben ſind, und die man mir nur auf inſtändiges Bitten gezeigt hat, ſind in Bezug auf Dich voll der höchſten Anerkennung. Er nennt Dich mit Recht einen großen Mann und beklagt ſich nur über die Bevor-

zugung, die Du Maupertuis haſt zu Theil werden und darüber, daß Du Dich gegen ihn haſt einnehmen laſſen. Maupertuis übergießt er mit der ſchärfſten Lauge ſeines Spottes, und ich geſtehe lieber Bruder, als ich es las, konnte ich mich des Lachens nicht enthalten; denn es war ſo komiſch geſchrieben, daß man unmöglich ernſthaft bleiben konnte.«

Am 7. Juli antwortet der König ſeiner Schweſter, daß er ſchon vor 14 Tagen Befehl habe ergehen laſſen, Voltaire und ſeine Nichte der Haft zu entlaſſen. Für die Lage und Gemüthsſtimmung, in welcher der Dichter ſich befand, wäre nur der elektriſche Strom das entſprechende Verkehrsmittel geweſen, nicht aber die deutſche Reichspoſt, die auf Schneckenfüßen ging. Die Ordre des Königs, bezüglich ſeiner Freilaſſung, ließ noch immer auf ſich warten, das heißt, ſie war ſchon in den Händen des Kriegsraths, allein dieſer in ängſtlichen Skrupeln befangene Mann glaubte noch eine Antwort auf einen inzwiſchen an den König abgegangenen Bericht erwarten zu müſſen; denn der Formula mußte genügt werden, ſelbſt wenn dieſe einen Gefangenen noch einige Tage Freiheit koſten ſollte. In ſeiner Verzweiflung gewann es endlich Voltaire über ſich, perſönlich ſich an den König zu wenden, wenn auch ſchon durch Vermittlung der Freundin. Von welchem Datum dieſe Bittſchrift, wiſſen wir nicht, wahrſcheinlich von demſelben, wie das Begleitbillet an die Markgräfin. Der wiederholte Befehl des Königs vom 9. Juli an Freytag, den

Verhafteten frei zu geben, erfolgte jedoch nicht auf einen Brief Voltaire's an de Prades hin, wie Varnhagen angiebt, ſondern auf die unmittelbare Bitte des Dichters an den König. Das folgende Billet kann uns Gewähr dafür ſein.

Von Voltaire.

Frankfurt, den 29. Juni 1753.

Ich nehme mir die Freiheit, Eure Königliche Hoheit inſtändigſt zu bitten, beiliegendes Bittgeſuch gnädigſt in die Hände Seiner Majeſtät gelangen zu laſſen. Unſere einzige Hoffnung beruht auf Ihrer Fürſprache. Der fürchterliche Zuſtand, in dem ich mich befinde, mag meine Entſchuldigung ſein, daß ich nur dieſe wenigen Zeilen ſchreiben kann; ſie ſind mit meinen Thränen getränkt. Ich werfe mich Ihnen zu Füßen.

V.

Am 7. Juli endlich konnte Voltaire von Frankfurt abreiſen, über Mainz, Worms nach Mannheim und dem Luſtſchloſſe Schwetzingen, wo ihn der Kurfürſt Karl Theodor von der Pfalz mit Ehren überhäufte. Es war derſelbe heitere, ſinnliche, den Lehren Voltaire's damals ſehr ergebene Karl Theodor, der ſpäter, als die Gräuel der Revolution hereinbrachen, mit Schauder auf dieſe Periode zurückblickte und ſein reuiges Haupt an der Bruſt ſeines allmächtigen Beichtvaters, des Pater Frank

vergrub. Von Schwetzingen ging es nach Rastatt und Kehl; in Straßburg wurde Halt gemacht. Der Gedanke an eine Rückkehr nach Potsdam keimte wieder in Voltaire auf. Jetzt vielleicht in der Unsicherheit des Hin- und Herwanderns mochte er einsehen, daß er dort wirklich eine Heimath gehabt hatte, eine Freistätte seiner Gedanken, eine ehrenvolle Stellung an einem glänzenden Hofe, einen bewundernden Freund, der auf der höchsten Stufe freier, geistiger Anschauung stand, und in dem Freunde einen großen König, den er wiederum bewundern konnte. In Potsdam gab es keine fanatische Geistlichkeit; dort war er nicht gezwungen, wie in Colmar, zu Ostern einen Kapuziner kommen zu lassen und zu beichten, um seine Staatsgefährlichkeit zu widerlegen. Wo bot sich ihm wieder ein solches Asyl? Vielleicht in Frankreich? O nein, dort war sein Aufenthalt für die Dauer nicht möglich, das hatte man ihm von Paris aus zu verstehen gegeben. Vielleicht war noch eine Aussöhnung, eine Rückkehr möglich. Wenn Jemand ihm dieselbe zu Friedrich dem Großen bahnen konnte, so war es die Markgräfin. Jetzt wären die Kolbenschläge der Grenadiere und die Wirbel der Tambours für ihn die Musik der Sphären.

Von Voltaire.

Straßburg, den 22. December (1753).

Madame!

Ich würde mich vor Eurer Königlichen Hoheit einer Schuld anklagen und meine liebſten Empfindungen verleugnen, wenn ich Ihnen in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht ſchriebe. Mit großem Erſtaunen, aber mit um ſo größerer Dankbarkeit vernehme ich eben von der Frau Herzogin von Gotha, daß ſie Herrn von Gotter beauftragt hat, mit Ihrem Bruder dem Könige wegen meiner zu ſprechen und auch Ihren Schutz zu meinen Gunſten bei Sr. Majeſtät anzurufen. Eure Königliche Hoheit wiſſen recht gut, daß ich außer Ihrer Fürſprache weder jemals eine andere nöthig noch gewollt hatte. Ohne die verdrießlichen Zwiſchenfälle und die unglückſelige Reiſe meiner Nichte wäre ich von Leipzig nach Baireuth gekommen, um mich Eurer Königlichen Hoheit zu Füßen zu legen. Das Unglück iſt nun einmal geſchehen. Iſt es denn aber gar nicht mehr wieder gut zu machen? Wird die Philoſophie des Königs, Ihre Humanität, werden Ihre Rathſchläge und Ihre Bitten denn Nichts ausrichten können? Wer wird dem großen Manne die Wahrheit ſagen, wenn Sie es nicht thun, Madame? Ich habe es dem König mündlich, ich habe es ihm ſchriftlich geſagt, und ich werde mein ganzes Leben daran feſthalten, daß mein Betragen ein Unrecht war. Aber ich bitte Sie, Madame, iſt es denn auch eine ſo große Staatsangelegen-

heit? Nein, es ist Nichts als eine literarische Kinderei, ein algebraischer Streit, ein Minimum, und darum wurde ich in Frankfurt sechs Wochen gefangen gehalten, darum habe ich die ganze Saison verloren, den Gebrauch der Bäder gegen ein hartnäckiges Leiden, darum mußte meine Nichte von Soldaten durch die Straßen von Frankfurt geschleppt werden, und darum durfte ein Nichtswürdiger, der über Nacht allein mit ihr war, und ihre Dienerschaft entfernt hatte, es versuchen, sie zu beschimpfen. Diese Gewaltthätigkeiten wurden von einem gewissen Freytag ausgeübt, welcher sich als Gesandter des Königs gerirt. Ohne Zweifel weiß der König nicht, daß dieser Mensch früher in Dresden in Stock und Eisen stand und die Karre ziehen mußte. Das Alles weiß man an allen Höfen sehr wohl, vielleicht aber sind Seine Majestät der Einzige, der es nicht weiß.

Und in welchem Zustande, Madame, befinde ich mich? Ich bin alt und gebrechlich. Ich habe dem Könige die letzten Jahre meines Lebens geopfert, ich habe drei Jahre lang nur für ihn gelebt, alle Zeit war zwischen ihm und der Arbeit getheilt, für ihn habe ich Alles aufgegeben, und das weiß er auch. Und sollte er denn darum nicht einen unglückseligen literarischen Streit vergessen können? Ich muß Ihnen die Wahrheit sagen, Madame, denn Eure Königliche Hoheit sind werth, sie zu hören.

Das ganze Unglück kommt von dem Briefe, welchen Ihr königlicher Bruder gegen König und gegen mich drucken ließ, in einer Zeit, wo er von dem Gegenstande des Streites nicht genau unterrichtet war. Ich sage das nicht, um mich von aller Schuld rein zu waschen, ich gestehe ja, daß es sehr unrecht von mir war, daß ich nicht schweigen konnte und mich widersetzt habe. Aber funfzehn Jahre zärtlichster Anhänglichkeit müßten doch im Stande sein, um für einen Augenblick muthwilliger Laune Verzeihung zu erhalten. Eure Königliche Hoheit sollen darüber entscheiden, indem ich Sie frage, ob es für einen so großen Mann nicht ebenfalls ruhmvoll ist, einen Fehler zu vergessen und sich geleisteter Dienste zu erinnern?

Sollen denn für die Nachwelt die ganze denkwürdige Correspondenz zwischen mir und dem Könige, und die grenzenlose Verehrung, welche ich ihm stets an den Tag gelegt habe, darum aufbehalten werden, damit diese sagen könne: Dies Alles hat mit dem Kerker und mit der Beleidigung eines unschuldigen Weibes geendet? Ah, Madame, besteht denn der Ruhm allein darin, eine gute Armee zu haben? Ihr königlicher Bruder liebt den Ruhm, das heißt den wahrhaften, und er verdient ihn auch. Er liebt Sie und er muß Ihnen glauben. Madame, zeigen Sie jetzt die Größe Ihrer Seele und versuchen Sie es, sein Herz zu rühren, thun Sie Alles, was Ihnen zweckdienlich erscheint, ich

lege mein Schickſal ganz in Ihre verehrungswürdigen Hände. Ich ſpreche Eurer Königlichen Hoheit nicht von dem, was man darüber in Verſailles, in Wien, in Paris und in London ſagt. Der König muß allein Ihr Herz hören und an dieſes nur ſollen Sie ſich wenden und Sie rühren es gewiß; denn Sie verſtehen dieſes Herz. Das meinige wird auf ewig von dem tiefſten und zärtlichſten Reſpect für Eure Königliche Hoheit durchdrungen ſein. Erlauben Sie wohl, daß ich auch Seiner Durchlaucht dem Markgrafen meine Huldigung zu Füßen lege?

Vordem Bruder **Voltaire.**

Iſt das nicht ein höchſt merkwürdiger Brief? Nach einer Mittheilung des Marquis d'Argens an d'Alembert ſchien die Markgräfin beim Könige wirklich Schritte gethan zu haben. Wie konnte ſie auch anders nach einem ſolchen bezaubernden Sündenbekenntniſſe! Auch die geiſtvolle und großherzige Herzogin von Sachſen-Gotha durch den Grafen Gotter, den liebenswürdigen Epikuräer, den der König gern leiden mochte und der in der Nähe von Gotha in Molsdorf wohnte, hatte Aehnliches bei Friedrich II. verſucht, dieſer jedoch blieb unerſchütterlich. Voltaire war und blieb für ihn »Vordem Bruder Voltaire«.

»Was Dich, liebe Schweſter, betrifft«, hatte Friedrich ſeiner Schweſter am 12. April (1753) geſchrie-

ben, »ſo rathe ich Dir, ihm nicht eigenhändig zu ſchreiben, ich habe dabei ſchlimme Erfahrungen gemacht.« Dieſe Warnung, welche der Schweſter vielleicht ein Befehl war, iſt wohl die Urſache, daß ſich von der Markgräfin bis zum Jahre 1757 unmittelbar keine Briefe vorfinden; mittelbar mag wohl der Verkehr durch d'Adhémar und den Marquis von Montperny unterhalten worden ſein, es iſt ſogar ſehr wahrſcheinlich. Jedenfalls war die Markgräfin vorſichtiger geworden, eine Entfremdung jedoch zwiſchen Voltaire und ihr nicht eingetreten. Sie war die Hand, die den ſpärlichen Verkehr zwiſchen ihm und dem Könige unterhielt und wie wir aus einem ſpäteren Briefe ſehen, auch wieder vermittelte, er ſchrieb ihr Verbindlichkeiten, ſchickte ihr ſeine Bücher, ſo jetzt »Annales de l'Empire«, »welche die Frau Herzogin von Sachſen-Gotha beſtellt hatte, wie man kleine Paſteten zu beſtellen pflegt.« In Gotha hatte ſich die hohe Auftraggeberin beim Dichter beklagt, daß ſie keine Geſchichte ihres Vaterlandes, d. h. keine deutſche Geſchichte leſen könne, was wir der Frau Herzogin gar nicht verdenken können, ſie verlangte Geiſt und in den damaligen Geſchichtsbüchern war nur gelehrter Wuſt. Voltaire, immer verbindlich, namentlich gegen Fürſtinnen, ſetzte ſich in die große Bibliothek des Friedenſteins zu Gotha und begann das Buch, welches auch die Veranlaſſung war, daß er noch im Jahre 1753 auch Colmar überſiedelte und zwar wegen der Hülfe,

die er in dem dortigen Advokaten Dupont, dem gründlichſten Kenner des deutſchen Reichs-Staatsrechtes, für ſeine neueſte Arbeit fand. Dieſelbe war ſo rüſtig vorwärts geſchritten, daß der Verfaſſer bereits Anfangs 1754 gedruckte Exemplare an die Freundin nach Baireuth überſenden konnte.

Von Voltaire.

Colmar, den 25. Januar (1754).

Madame!

Ich lege dieſe neue Huldigung zu den Füßen Eurer Königlichen Hoheit nieder und bitte Sie, dieſelbe gnädigſt anzunehmen. Bruder Voltaire iſt immer derſelbe, er hat nur ſeine Zelle vertauſcht, aber Nichts in ſeiner Empfindung für Eure Königliche Hoheit geändert und vielleicht wird auch eines Tages der ſo berühmte und ſo verehrungswürdige Vater Prior zur Einſicht gelangen, daß ſein Mönch ſich niemals gegen ihn vergangen hat und ihm ſeine Zuneigung bis zum Tode bewahren wird.

Ich bitte Eure Königliche Hoheit unterthänigſt um die Erlaubniß, durch Ihre Hände, welche Alles, was ſie berühren, gewiſſermaßen auch weihen, dieſes beſcheidene Werk Dem überreichen zu dürfen, welcher ſtets der Gegenſtand meines Denkens und meines Schreibens war, und Der, wie auch Sie, Madame, der beſte Richter iſt.

Zeit meines Lebens bin ich mit tiefſtem Reſpecte und unveränderlicher Anhänglichkeit, Madame, Eurer Königlichen Hoheit

unterthänigſter und gehorſamſter Diener

Voltaire.

P.S. Erlauben Sie vielleicht gnädigſt, daß ich dieſem Packete zwei Exemplare für Herrn von Adhemar und Herrn von Montperny beilege?

Getreulich hatte die Markgräfin den Auftrag erfüllt. Unter dem 10. März (1754) antwortet ihr der König: »Sehr überraſcht war ich, von Voltaire ein Buch mit einem großen Briefe zu erhalten; ich will durch den Abbé (de Prades) darauf antworten laſſen und zwar ſo, daß ich mir Nichts vergebe.«

Zehn Monate waren vergangen, als am 23. October 1754 dem Einſiedler von Colmar eine Botſchaft zuging, die ihn eben ſo ſehr überraſcht als erfreut haben mag. Schweſter Wilhelmine ließ Bruder Voltaire ihre Ankunft in Colmar anzeigen und ihn um ſeinen Beſuch bitten.

Die Kränklichkeit der Markgräfin war auf beſorgnißerregende Weiſe im Zunehmen, und ein milderes Klima, Südfrankreich und Italien dringend nöthig; ſie war auf der Reiſe dahin und wünſchte den Freund zu ſehen. Dieſe Botſchaft glich einer Roſe, die einem zwiſchen vier Mauern Vereinſamten plötzlich zu Füßen niederfällt.

Er kam: »Das Wiederſehen war ſehr rührend.« Er blieb zum Souper; er war im Ganzen volle acht Stunden mit der Freundin zuſammen und in dem Verkehr mit ihr um ſo unabhängiger, als der Markgraf erſt des andern Tages nachkam; in dieſer Zeit knüpften ſich die Bande des Freundſchafts-Verhältniſſes, wenn ſie etwas gelockert waren, neu und feſter. Wir glauben es zur Ehre des Dichters, daß er bei dem Wiederſehen nicht ohne Rührung geblieben war. Wie Vieles hatten ſich Beide zu ſagen! Es lag ſo reicher Stoff vor, und das allen Groll entfeſſelnde und verſöhnende Menſchenwort mag hier ſeine wohlthätige Macht geübt haben. Hier mag Voltaire erfahren haben, daß die Vorgänge in Frankfurt wider den Befehl und Willen des Königs erfolgt waren. Die Hand der Markgräfin träufelte Balſam in die noch friſchen Wunden, ſie war bemüht, alles Ueble, was dem Freunde im Namen des Königs widerfahren war, gut zu machen und allen Groll gegen den geliebten Bruder aus ſeinem Herzen zu verbannen, durch ihre bezwingende Huld und Güte, und jene verſöhnende Macht, welche die Natur dem Herzen des Weibes verliehen hat. Auch ein koſtbares Geſchenk hatte ſie ihm mitgebracht und zuletzt wünſchte ſie Madame Denis zu ſehen. Sie kam auch des andern Morgens, die kleine graziöſe Madame Denis, die den König ſo ſehr haßte und die Schweſter nur um ſo lieber gewinnen mußte. Die Erinnerung an vergangene Zeiten, an Rheinsberg und Eremitage und Sansſouci wurde

wachgerufen, über die Subſtanzen des Carteſius und über Locke's »Essay« disputirt, und dazwiſchen über »La pucelle« gelacht. »Alles das erſchien mir wie ein Traum«! ruft der Dichter, dem das Herz von dem Genuſſe dieſer Stunden überging, in einem Briefe aus. »Kommen wir darin überein, daß die Frauen mehr werth ſind, als die Männer.« In Lyon trafen ſie wieder zuſammen. Hier hatte die Markgräfin einen längeren Aufenthalt genommen, ſah ſehr häufig den Cardinal Tencin, verkehrte mit den Jeſuiten, ſo daß eines Tages die Schreckensnachricht nach Berlin gelangte: Die markgräflichen Herrſchaften ſind katholiſch geworden! Voltaire beeilte ſich, dem Cardinal Tencin, Erzbiſchof von Lyon, ſeine Aufwartung zu machen. Im Galakleide, geſtützt auf den Arm ſeines Secretairs Colini, durchſchritt er die lange Reihe der Gemächer und trat gemeldet, allein in das Empfangszimmer des Cardinals, aber ſchon nach einigen Minuten kehrte er zurück, auf's Tiefſte verletzt von dem Empfange Tencin's, der ihm gleich mit den Worten entgegenkam, daß er ihn nicht zum Diner laden könne, weil er am Hofe ſo ſchlecht angeſchrieben ſei. Für dieſes wenig taktvolle und brüske Entgegenkommen entſchädigten ihn der Enthuſiasmus des Publikums und die Liebenswürdigkeit der Markgräfin. Voltaire hatte nämlich Colmar für immer verlaſſen, er gedachte ſich in der Nähe dieſer Stadt für den Reſt ſeines Lebens einen feſten Wohnſitz zu gründen, allein ſeine alten hartnäckigen Feinde, die Jeſuiten,

die ſchon den Bayle, d. h. deſſen Dictionnaire, in dieſer Stadt öffentlich verbrannt hatten, ſuchten ihm auf jede Weiſe den Aufenthalt zu verleiden; ſie waren unverſöhnlich. Der Beichtvater des Königs Stanislaus, P. Menou, war dabei ſehr thätig, er hatte den Streich, welchen Voltaire und Madame du Chatelet ihm mit Madame de Boufflers geſpielt, nicht wieder vergeſſen können. »Lieber Freund,« hatte Voltaire zu ſeinem Secretair nach der kurzen Audienz bei Tencin geäußert, »dieſes Land taugt nicht für mich.« So wurde der ſechszigjährige, kränkliche und gebrechliche Mann abermals genöthigt, den Wanderſtab zu ergreifen, um im Schooße der freien Schweiz ein Vaterland zu ſuchen.

Zuerſt erwarb er Monrion, ein Haus, welches auf einem Weinberge zwiſchen Lauſanne und dem Genferſee lag, er bewohnte es aber nur kurze Zeit, weil dort ſo ziemlich alle Bequemlichkeiten fehlten, die für ihn und ſeine Nichte, eine verwöhnte Pariſerin, nothwendig waren. Er, den die ganze Welt für einen Geizhals ausgeſchrieen hatte, richtete ſich nun auf großem Fuße ein. Sein jährliches Einkommen betrug ſchon damals über 100,000 Fr., glückliche Finanzoperationen hatten es gebracht, nicht ſeine Bücher. Mit dieſen, d. h. ſeinen Manuſcripten hatte er viel Unglück. Er war der ſorgfältigſte und ängſtlichſte Arbeiter; treu dem horaziſchen Grundſatze verwahrte er ſeine Arbeiten jahrelang in ſeinem Pulte, ehe er ſie reif für die Oeffentlichkeit hielt, und manche Werke von ihm wären zu ſeinen Lebzeiten

vielleicht gar nicht erſchienen, wenn er meiſtentheils nicht zur Herausgabe gezwungen worden wäre und zwar durch Ausgaben, welche nach Manuſcripten gedruckt waren, die er früher an fürſtliche Perſonen oder Freunde gegeben. Sein Jammern und Wehklagen über ſolch' grauſamen Diebſtahl erfüllte dann alle Lüfte und mit tauſend Seufzern ſchickte er zuletzt ſein Manuſcript in die Druckerei. So war es ihm in dieſer Zeit mit »La pucelle« gegangen, ſo ging es ihm mit dem Gedichte, von welchem unter dem falſchen Titel »Sur la religion naturelle« ein Abdruck erſchienen war. Er hatte es vor drei Jahren, wie er ganz richtig ſchreibt, nicht vor fünf, wie eine Note der Beuchotſchen Ausgabe unrichtig verbeſſert, »für den König von Preußen nur ſo hingeworfen« und der Markgräfin eine Abſchrift geſandt. Das alte Unglück. In Paris war mittlerweile ein ſehr fehlerhafter Abdruck erſchienen. Das Manuſcript dazu konnte nur von der Markgräfin gekommen ſein, Voltaire ſpricht es ſogar gegen ſeine Freunde aus, »daß ſie Abſchriften gegeben hat«. Aber es ihr gerade ſo zu ſagen, wäre doch eine Unhöflichkeit geweſen, er ſchob daher eine fabelhafte Prinzeſſin von Paſſau-Saarbrück vor, die es nie gegeben hatte; es exiſtirte wohl eine von Naſſau-Saarbrück, eine geborne Gräfin von Erbach, aber auch mit dieſer ſtand er nicht in Verkehr, wenigſtens iſt nirgends eine Spur zu finden. Möglich auch, daß die Markgräfin dieſer Prinzeſſin wirklich eine Abſchrift des Gedichtes gegeben hatte.

Von Wichtigkeit ist der folgende Brief darum, weil er vielleicht dazu beitragen möchte, die literarische Streitfrage in's Reine zu bringen: Wem war das Gedicht »Sur la loi naturelle« gewidmet? La Harpe sagt, erst dem König von Preußen, dann der Markgräfin von Baireuth, bei welcher Voltaire nach seiner Vereinigung mit Friedrich sich einige Zeit aufgehalten hätte; da aber Voltaire nicht bei der Markgräfin, sondern bei der Herzogin von Gotha damals zum Besuche war, so mußte es diese sein, der das vortreffliche Gedicht gewidmet ist. »Das sagt auch Collini, der Secretair Voltaire's, das sagt der Dichter selbst in einem Briefe an d'Argental vom 22. März 1756« — bemerkt Beuchot in einer Note. Mit Collini hat es seine Richtigkeit, aber wie mit dem Briefe an d'Argental? Da heißt es: Ich erfahre, daß man »La religion naturelle« sowohl in der für die Herzogin von Gotha, als für den König von Preußen bestimmten Ausgabe gedruckt hat. Also gab es eine Widmung an den König, eine an die Herzogin, und wie die Leser aus dem Briefe sehen werden, eine dritte an die Markgräfin. Die Verse, wie sie Voltaire in dem folgenden Briefe an die Markgräfin schreibt, finden sich nach der Note der Kehler Ausgabe der Werke auch in einer alten Abschrift vor, nur fehlen in dem Briefe wegen Mangels an Raum die zwei letzten in der Kehler Note mitgetheilten Verse. Diese dritte Widmung war die letzte des Dichters, und da die jüngste Bestimmung auch immer Gesetzeskraft

behält, ſo iſt die Widmung an die Markgräfin als die allein giltige zu betrachten.

Mehr noch als auf »Sur la loi naturelle« paßt die Anwendung »Sermon« und »Prediger« auf das überſandte Gedicht »Sur le desastre de Lisbonne«. Dieſes Poëm iſt nur ein neuer Beweis, daß in Voltaire's Innerſtem eine hohe, heilige Ueberzeugung wohnte, und daß ſein Spott und ſein Hohn nur denen galten, welche die reine Gottesidee, die erhabene Lehre Chriſti beſchmutzten und in den Staub traten. Ein fürchterliches Erdbeben hatte am 21. December 1755 aus einer großen, herrlichen Stadt in einer Stunde einen Trümmerhaufen gemacht und Millionen von Menſchen die Frage abgedrungen: Wo bleibt da die Güte Gottes? Pope, Voltaire's alter Freund, hatte in »Essay on man« den Grundſatz aufgeſtellt: »Alles iſt gut.« In ſeinem Gedicht ſucht Voltaire in Hinweis auf das Unglück in Liſſabon zu beweiſen, daß der Satz »Alles iſt gut« im abſoluten Sinn gebraucht nur ein Hohn für die Schmerzen unſers Lebens iſt und daß nur die Hoffnung auf ein höheres Daſein im Jenſeits uns tröſten und ſtärken kann. Für ihn gäbe es allerdings noch in dieſer Welt einen Troſt, das iſt die wiedergewonnene Gunſt des Königs. Der Dichter kann ihn nicht vergeſſen und ſo drängt ſich die Erinnerung an ihn, wie eine leiſe Klage auch in die folgenden Zeilen. Er iſt wieder im brieflichen Verkehr mit dem »Salomon des Nordens«, dieſer läßt ihm durch den

Abbé de Prades antworten und ſchickt ihm ſogar ſeine Meropé in eine Oper umgewandelt, was Voltaire, beiläufig geſagt, ein gelindes Fröſteln verurſacht. Die Geſchichte der nächſten Zeit ſcheint wieder von Sansſouci ausgehen zu wollen; neue Gefahren umdrängen, neue Kriege erwarten den König, er ſchließt den wichtigen Vertrag mit England und Alles dies geht ohne Voltaire vor ſich. Ein tiefer Seufzer entringt ſich ſeiner Bruſt, aber »Vordem Bruder Voltaire« wird ſeine Wohnung auf der Terraſſe von Sansſouci nicht wieder beziehen; zwiſchen dem Genfer See und der friſchen, klaren blauen Havel ſind die Wege wie verſchüttet.

Von Voltaire.

Monrion bei Lauſanne den 17. Februar 1756.

Madame!

Sie gehören zu den höheren Weſen, welche nur dazu da ſind, um Glück und Freude um ſich zu verbreiten. Man behauptet von Gott, daß er das Böſe zwar nicht thue, daß er es aber zulaſſe. Die Frau Prinzeſſin von Paſſau-Saarbrück hat ein gewiſſes Werk, betitelt: »Sur la religion naturelle« nach Paris geſchickt und ich kann Eurer Königlichen Hoheit ſchwören, daß ich Niemandem als Ihnen allein eine Abſchrift davon gegeben habe. Der König, Ihr Bruder, hat das Original niemals aus der Hand gegeben. Es war ein ſehr form-

loſes Gedicht, ich habe ſeitdem viel daran gefeilt und nun fängt es ſo an:

Du Fürſtin ohne Hoffarth, du Frau'nbild ohne Schwäche,
Du, deren Geiſt und hohe Weisheitsgaben
Mit holdem Zauber ſtets gebannt mich haben,
Wie ſelbſt der feuchte, tiefe Strahlenſchimmer
Aus Deines Auges Gluth vermocht hat nimmer.
Du, einer der von Gott erleſ'nen Geiſter,
Laß uns erkennen unſern Herrn und Meiſter!

Nach dieſem kleinen Debüt können Eure Königliche Hoheit nicht umhin, den Sermon und ſeinen Prediger unter Ihren Schutz zu nehmen.

Ihr Königlicher Bruder wächſt in ſeinem Ruhme, trotzdem es ſchien, als ob dieſer gar nicht mehr größer werden könnte. Er ſchließt Verträge, und das iſt beſſer, als wenn er Siege erfochten hätte. Er vertreibt die Fremden aus ſeinem Lande, er befeſtigt die Throne der anderen und ſichert den ſeinen. Das iſt aber nicht Alles, er hat auch meine Meropé in eine Oper verwandelt und mir geſchickt. Das Alles iſt recht ſchön und gut, aber leider bin ich nicht mehr im Beſitz ſeiner Gnade. Anbei habe ich die Ehre, Ihnen einen anderen Sermon zu überſenden. Möge er Ihnen Freude machen! Seien Sie die Richterin zwiſchen mir und Pope! Für Sie wünſche ich, daß Alles gut ſei und zwar für immer. Indem ich mich Seiner Durchlaucht dem Markgrafen und Eurer Königlichen Hoheit zu Füßen

lege, bin ich mit dem tiefſten Reſpekte und nie erkaltendem Eifer

Bruder **Voltaire.**

Am Ende des Jahres 1756 erſchien Voltaire's: »L'essai sur l'histoire generale,« ein Buch, in welchem das achtzehnte Jahrhundert wieder glänzend ſeine Unfähigkeit für die hiſtoriſche Würdigung der Vergangenheit, namentlich des Mittelalters dargethan hat. Es wurde ſogleich an die Freunde und natürlich auch an die Markgräfin verſandt. Während man in dem Kapitel »Heinrich IV.« voll ſittlichen Abſcheu's die Ermordung »dieſes guten Königs« durch das Scheuſal Ravaillac las, kam aus Paris die Kunde von einem neuen Ravaillac, einem Ravaillac des Federmeſſers, von dem Mordverſuch, welchen der frühere Diener im Collegium der Jeſuiten, Damiens, auf Ludwig XV. gemacht hatte. Der König war beim Ausſteigen aus dem Wagen von ihm mit einem Federmeſſer in der Seite verwundet worden. Voltaire war von dieſer Nachricht ungemein erregt, weniger vielleicht aus Liebe für den König, deſſen »gentilhomme ordinaire de la chambre« er geblieben war, als aus Haß gegen ſeine alten Feinde, die Jeſuiten. Damiens, das ſtand in Voltaire feſt, war ihr Werkzeug, und mehr noch als den König hatte dieſer Stich ſie getroffen; er gönnte ihnen denſelben von ganzem Herzen. Diesmal that er ihnen jedoch Unrecht. Damiens hatte für ſich gehandelt, er

war die ſchon um dieſe Zeit durch die Oppoſition des Parlamentes in Aufregung gebrachte Volksſtimmung. Ach aus dem Federmeſſer wurde ein Menſchenalter ſpäter ein Fallbeil! Damiens' That iſt unter den außerordentlichen Neuigkeiten, von denen Voltaire in dem nächſten Briefe ſpricht, zu verſtehen; es iſt anzunehmen, daß demſelben ein ausführlicher, von fremder Hand geſchriebener Bericht über den Hergang der Sache beilag, gerade wie der »Fortſetzung der Nachrichten«, die er in dem zweitnächſten Briefe an ſeine fürſtliche Freundin überſendet. Er hatte über dieſes Ereigniß aus Paris an funfzig Briefe und Berichte bekommen. So gewaltig war das Aufſehen dieſer That. Leider brachte ſie die damalige Welt nur zum Entſetzen und nicht zum Nachdenken.

Von Voltaire.

Monrion im Januar 1757.

Madame!

Geſtatten Sie, daß ich meine Wünſche für das Wohlbefinden Eurer Königlichen Hoheit hier erneuere und empfangen Sie meinen Dank für die durch Herrn von Adhemar gewordene Verſicherung, daß Sie nicht aufgehört haben, mir Ihre Huld und Gnade zu bewahren.

Zugleich nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Neuigkeiten aus Paris zu überſenden; ſie ſind ganz außer-

ordentlicher Art und werden Ihr Nachdenken herausfordern. Ich weiß nicht, ob Eure Königliche Hoheit ſchon im Beſitze der Exemplare der Geſchichte ſind, welche ich Ihnen zu überſenden mir erlaubt habe. Hoffentlich wird der König fortfahren, die moderne Geſchichte mit den ſchönſten und glänzendſten Capiteln zu verſehen, aber nur einem Cäſar kommt es zu, ſeine Commentarien zu ſchreiben.

Noch lebe ich der vollen Ueberzeugung, er wird ſich einſt erinnern, daß er mich aus meinem Vaterlande weggebracht hat, daß ich für ihn meinen König aufgab, meine Heimath, meine Würden, meine Penſionen und meine Familie. —

Wäre er jetzt in Berlin, ſo würde ich mir die Freiheit nehmen, ihn um Zuſendung von Melonen-Kernen zu bitten, und die Fürſprache Eurer Königlichen Hoheit dazu in Anſpruch zu nehmen, aber er hat andere Dinge zu thun, als meiner Tafel die Ehre ſeiner Melonen zu gönnen.

Genehmigen Eure Königliche Hoheit und Seine Durchlaucht der Markgraf gnädigſt die Verſicherung tiefſten Reſpectes und die Gebete

Bruder **Voltaire's.**

Die bereits erwähnte »Fortſetzung der Nachrichten« aus Monrion vom 8. Februar datirt, iſt in der Correſpondenz abgedruckt und zwar als Beilage des erſten der beiden Briefe, welche dieſelbe von dem Dichter an

die Fürſtin bringt. Dieſer Brief enthält aber nichts als einen kurzen, etwas trockenen fortgeſetzten Bericht über das außerordentliche Ereigniß in Paris und einige Details deſſelben, dann die Einladung, die Voltaire von der Kaiſerin Eliſabeth nach Petersburg zugegangen war und endlich den Wechſel im franzöſiſchen Miniſterium des Auswärtigen und wie weit man es bringen kann, wenn man, wie Abbé de Bernis an die Pompadour, Verſe macht. Bernis, ſein Feind, dann ſein Freund, zuletzt keines von beiden, Babet-Bernis von ſeiner dicken Geliebten genannt, er Miniſter — ſtilles Hohngelächter in Voltaire! Nun war dieſer auch gewiß, daß ſich der Abbé für den geringſchätzenden Vers, den Friedrich gegen ihn gemacht hatte, rächen würde.

»Vermeidet Bernis' Reichthum an geiſtiger Armuth.«

So ein königlicher Vers bleibt eine ewige Wunde für einen eitlen Dichter; wir werden ſpäter ſeine großen Folgen, das Minimum in den Wirkungen, ſehen. Warum war der König nicht vorſichtiger? Wußte er nicht, daß in Verſailles damals Alles möglich war und ein Abbé, wenn er auch kein Richelieu und Mazarin, auch kein Fleury, doch Miniſter werden konnte? Wird ſich das Geſchöpf der Pompadour nicht rächen, vielleicht ſehr empfindlich? Frankreich und Oeſtreich im Bunde, eine Coalition, welche in Wien und Verſailles eifrig fertig gemacht worden war, das wird für den preußiſchen Helden eine ſchwierige Stellung werden, aber — »Madame, Madame, der König iſt ein großer Mann.«

Da der Brief ohne alles individuelle Intereſſe iſt, haben wir ihn hier abzudrucken unterlaſſen. Voltaire will nicht nach Rußland, um ſo weniger jetzt, wo Rußland dem öſterreich-franzöſiſchen Bündniß gegen Preußen beigetreten ſei; die Franzoſen ſind auf dem Wege nach den preußiſch-weſtphäliſchen Beſitzungen, die Ruſſen werden von der anderen Seite d. h. in Preußen auch nicht lange auf ſich warten laſſen. Er will weder Könige noch Autokratinnen, ſchreibt er, er hat die Sache durchgemacht, aber er möchte den Orden und den Kammerherrnſchlüſſel vom Könige wieder haben »ces brimborions« wie er ſich ausdrückt, auf welche er aber deſſenungeachtet ſo großen Werth legt. Darum die öfters wiederkehrende Erinnerung an die dem Könige gebrachten Opfer, aber er iſt weit entfernt ſeinen Wunſch gerade heraus zu ſagen, er drückt denſelben in Melonenkernen aus. Er hat ſich ganz in die Idylle zurückgezogen, nur hin und wieder kommt ihn die Luſt an, auf dem Theater im Hauſe der ſchönen und geiſtreichen Marquiſe Gentil de Langalerie die Lorbeeren des Schauſpielers von der guten Geſellſchaft Lauſanne's einzuerndten. Er lebt ſich immer mehr in die dortigen engen Verhältniſſe ein, ſelbſt ſeine pariſer Kunſtanſchauungen ſchrumpfen zuſammen, eine Geſellſchaft von Dilettanten ſpielt beſſere Comödie als die Schauſpieler des Königs in Paris und eine junge Dame in Genf ſingt faſt gerade ſo gut, als Mademoiſelle Aſtrua aus den ſchönen Tagen von Berlin, dieſelbe Aſtrua,

die mit ihrer prächtigen, vollen Stimme Harpeggien wie auf der Violine machen konnte, welche vom Könige ſo hoch verehrt wurde und die zum Danke dafür ſo ſehr für Maria Thereſia eingenommen war; der König hatte ihr nur ein hohes Jahrgehalt und eine lebenslängliche Penſion ausgeſetzt, die Kaiſerin aber eine Aigrette aus Brillanten geſchenkt.

Von Voltaire.

Monrion, den 5. März 1757.

Madame!

Bewahren Sie mir gnädigſt Ihre gütige Huld, behüte Sie Gott vor den Ruſſen und mich armen, kranken Menſchen vor dem Eiſe von Petersburg. Eines Tages, als die Sonne ſo ſchön und warm ſchien, war ich wirklich verſucht, nächſten Sommer nach der Hauptſtadt des neuen Kaiſerreiches, deſſen Geſchichte ich ſchreiben ſoll, mich auf den Weg zu machen. Ich ſagte mir, du gehſt über Baireuth, bringſt deiner erhabenen Beſchützerin deine Ehrerbietung dar, wirſt von ihrem Königlichen Bruder Päſſe erhalten, und dieſe Päſſe wirſt du der Fürſprache der mildthätigen Schweſter verdanken. Aber der Nordwind, mein Reſpect vor den Huſaren und die guten Dienſte, deren ſich ein Reiſender in Polen zu verſehen hat, haben mein Phantaſiegebilde wieder zu nichte gemacht. Ich beſchränke mich jetzt darauf, den gutmüthigen Luſignan in Zaïre vor einer gravitätiſchen

Verſammlung von Schweizern zu ſpielen. Wahrhaftig unſere Truppe könnte mit allen Ehren vor Eurer Königlichen Hoheit erſcheinen. In Genf iſt ein Mädchen voll Geiſt, die faſt eben ſo gut wie Mademoiſelle Aſtrua ſingt und die beſonders unnachahmlich in der komiſchen Oper iſt. In Genf werden keine Opern geſpielt, dort ſingt man nur Pſalmen. Früher hatten Eure Königliche Hoheit einmal die Abſicht, eine geiſt- und talentvolle Perſon in Ihre Nähe zu ziehen. Dieſe junge Dame von ſehr angenehmen Aeußeren paßte ſich viel beſſer für den Baireuther Hof als für Genf. Man ſoll aber nicht von Vergnügungen reden, wo Alles ſich zu einem ſo ernſtlichen Kriege rüſtet. Der Verſailler Hof hat ſoeben acht franzöſiſche Marſchälle ernannt und 50000 Mann rücken im Augenblick gegen Flandern vor, wenigſtens ſind die General-Quartiermeiſter ſchon voraus gegangen. Ihr Bruder, der König, wird jetzt nun noch größere Thaten verrichten müſſen, als er ſchon vollbracht hat; dann wird er wieder zur Philoſophie zurückkehren, für die er ebenſo hoch begabt iſt als für den Heldenmuth; er wird dann auch eines Mannes gedenken, der für ihn ſein Vaterland aufgegeben hat. Er weiß ja nicht, wie innig ich ſeiner Perſon zugethan war. Ihr Kammerherr, Madame, der aus Italien zurückkommt, wird Ihnen ſagen, daß man in meiner beſcheidenen Einſamkeit bei Genf ganz glücklich leben kann. Er wird Ihnen ferner ſagen, daß Jemand, der des Umganges mit Eurer Königlichen Hoheit gewür-

digt worden war, anders gar nicht glücklich leben könne, als eben in der Einsamkeit.

Gestatten Sie mir, meine heißen Wünsche für Ihre Gesundheit Ihnen zu Füßen zu legen. Die Natur hat Ihnen außer dieser Alles verliehen, aber wozu sind Schönheit, Größe, Geist und Anmuth, wenn der Körper leidet?

Genehmigen Eure Königliche Hoheit und Seine Durchlaucht der Markgraf den tiefen Respect und meine heißen Gebete.

Bruder **V.**

Von Voltaire.

Aux Délices am Genfer See den 15. Juli 1757.

Madame!

Bruder Voltaire wird seine Ergebenheit für Eure Königliche Hoheit nie aufgeben, und Sie werden mir daher erlauben, mich der Zahl derjenigen anzuschließen, welche den Tod Ihrer Königlichen Mutter auf das Tiefste beklagen und zugleich der würdigsten Tochter der Geschiedenen das längste und glücklichste Leben wünschen.

O Madame, es ist keine Kleinigkeit, glücklich zu sein; es ist sogar viel leichter, große Dinge zu verrichten, als sich den inneren Seelenfrieden zu wahren, und wenn auch der Ruhm so theuer und so schwer erkauft wird, so ist er doch weniger selten als dieses Glück.

Eure Königliche Hoheit haben eine Mutter verloren, Sie müſſen unaufhörlich Ihre Brüder den größten Gefahren ausgeſetzt ſehen, die Flamme des Krieges wüthet an den Grenzen Ihres Landes — ach Madame, um wieviel ſchöner waren jene Tage, als Sie auf Ihrem Schloßtheater die Roxane ſo vortrefflich darſtellten und ich die Ehre hatte, mich in der Rolle des Acomat zu verſuchen, als ich mich in chineſiſchem Coſtüm präſentirte und Zeuge der ſchönen Feſte war, welche Sie Ihrem Königlichen Bruder gaben!

Ich war damals ſehr glücklich; täglich war ich in der Nähe Eurer Königlichen Hoheit, verſunken in Ihren Anblick, lauſchend dem Tone Ihrer Stimme, in Bewunderung Ihrer Talente und Ihrer bezaubernden Art. Ich weiß zwar nicht, wohin dieſer grauſame Krieg, der ganz Deutſchland in Beſtürzung verſetzt, noch führen ſoll, aber deſſen bin ich ſicher und gewiß, daß es nichts Verehrungswürdigeres, nichts Liebenswürdigeres giebt, als die Frau Markgräfin von Baireuth. Feind und Freund ſind darüber einig, das iſt ein Glaubensſatz, den Niemand antaſtet.

Ich höre gern, daß Ihre Geſundheit ſich wieder kräftigt, und daß Sie keine Urſache haben, das Klima der Provence und Italiens zu vermiſſen. Baireuth muß ſelbſt in der Nähe des Krieges ein reizender Aufenthaltsort ſein. Vielleicht hat Ihnen ein Kammerherr, der ſich auf Reiſen befindet, geſagt, daß Sie in der kleinen Einſiedelei an den Ufern des Genferſee's wahr-

haft angebetet werden. Sie haben Altäre überall, wo man denkt.

Mögen Eure Königliche Hoheit und Seine Durchlaucht der Markgraf mir Ihre Huld gnädigſt bewahren! Vor einigen Monaten hatte Seine Majeſtät der König, Ihr Bruder, die Gnade mir wieder zu ſchreiben; eine gleiche Freiheit wage ich mir jedoch nur durch Ihre Vermittlung zu erlauben und Eure Königliche Hoheit werden dieſelbe Bruder Voltaire immer gewähren und Sich ſeines tiefſten Reſpectes gnädigſt verſichert halten.

Voltaire trieb auf ſeine alten Tage noch den Luxus eines Generalpächters. Außer Monrion und einem Hauſe in Lauſanne hatte er, bevor er Ferney kaufte, noch einen reizenden Landſitz in der Nähe von Genf, von ihm Delices genannt, erworben. Schon um dieſe Zeit hatte er ſich ganz von Lauſanne weggezogen und in der Umgebung von Genf ſeinen dauernden Aufenthalt genommen. Tronchin hieß der Zauber von Genf, der berühmte Arzt, zu deſſen europäiſchem Rufe er nicht wenig beigetragen hatte, dem die Leidenden aus allen Ländern Europas zuſtrömten. So lange Tronchin in ſeiner Nähe war, ſo lange konnte er nicht ſterben. Sterben! Welche komiſche Anmuthung! Er hatte einen ſo reizenden Landſitz, ſo prächtige Möbeln, ſo elegante Equipagen; jeden Tag war ſein Haus von angenehmen Gäſten belebt, es wurde ruhig in ihm, die große Natur, die Alpenkette, der See von Genf übten ihre wunder-

bare Macht auf ſeine nervöſe Erregbarkeit, — ach das Leben nahm an Reiz zu, je mehr es auf die Neige ging. Von Delices aus ſind die nächſten Briefe »des Schweizers« Voltaire geſchrieben. Hier ſäete, pflanzte er, von hier aus ſah er mit einem gewiſſen philoſophiſchen Behagen, daß »die Könige Europa's nicht im Genuß einer ſolch' glücklichen Ruhe waren.« Halb Europa hatte ſich in Waffen gegen den Preußenkönig erhoben, und am 18. Juni 1757 ſaß dieſer auf jenem Baumſtamme in der Nähe des Schlachtfeldes von Kolin, gedankenlos Figuren in den Sand zeichnend, noch ganz betäubt von der furchtbaren Niederlage, die er erlitten, er, der bisher nur zu ſiegen gewohnt war. War es ihm nicht zu Muthe, als ſäße er auf einem der Trümmer ſeines Thrones? Sein Untergang ſchien gewiß. Vier Nationen, Frankreich, Oeſtreich, Rußland und Schweden gingen vereint gegen ihn und ſein Volk. Wie konnte er ſich mit Erfolg behaupten! Vor Allem galt es jetzt, Frankreich von der Boudoirallianz mit Oeſtreich zu trennen und erſteres zu einem Frieden zu bewegen. Am Hofe der Markgräfin lebte Louis Alexander de Riqueti, Comte de Mirabeau, Ober-Kammerherr, Ober-Bau- und Ober-Muſik-Direktor, aus derſelben Familie, aus welcher der ſpätere Revolutionsmann Mirabeau ſtammte, und ein Verwandter des Miniſter gewordenen Abbé Bernis. Er wurde mit Wiſſen des Königs von der Markgräfin nach Paris geſandt, mit der Vollmacht, der Marquiſe von Pompa-

dour für den Frieden eine halbe Million Thaler und noch mehr zu bieten. Die Miſſion verunglückte. — Die Favorite konnte eine halbe Million ausſchlagen aber die Sarkasmen des Königs über ſie nicht vergeſſen. Dies hatte Letzterer ſeinem früheren Freunde zu verdanken; denn Voltaire hatte die Uebermittelung derſelben nach Verſailles an die Adreſſe der Marquiſe pünktlich beſorgt.

In dieſem Zeitpunkte tritt der Briefwechſel in ein neues Stadium. Bisher war derſelbe mit einer kurzen Ausnahme leichtes, amuſantes, geiſtiges Ballſpiel, was hinüber und herüber ging; nun aber kamen der große tragiſche Ernſt überwältigender Thatſachen und die Tage der Gefahr und der Verzweiflung. Hier in dieſer Zeit der Prüfung bewährte ſich das Geſchwiſterpaar auf das Glänzendſte, Friedrich in ſeiner Unüberwindlichkeit, Wilhelmine in der Kraft der Liebe, die ſpäter in der berühmten Epiſtel vom 12. October 1758 von dem Bruder durch folgende Worte verewigt wurde:

Wie könnt' ich Deiner Freundſchaft je vergeſſen!
Du ſtandeſt feſt, Dein Herz an meiner Seite,
Du ſahſt nach Hilfe aus, zur That entſchloſſen;
Du warſt mein Troſt in meinem tiefen Leide,
Die einz'ge Zuflucht und der Port, wo Ruh'
Und Hoffnung winkte, mein Aſyl warſt Du!

Hier aber erſcheint der Charakter Voltaire's unbeſtimmt und unbeſtimmbar, wie bei allen Menſchen, die wie er, von augenblicklichen Stimmungen und nicht von feſten Grundſätzen regiert werden. Er hat es nie

vermocht, die Intereſſen und Empfindungen ſeiner Perſon von den Dingen zu trennen, er gewann es nie über ſich, conſequent zu ſein, als nur in dem tiefen Zuſammenhange, in welchem dieſes ſubjective Gebaren mit ſeiner Verneinung alles Poſitiven ſtand. Nach der einen Seite verbreitet er Gehäſſigkeiten gegen den König, nach der anderen ſchmeichelt er ihm; heute will er eine Kriegsmaſchine gegen ihn erfunden haben, morgen ſpricht er mit Stolz von einem ſeiner neuen Siege, genug er iſt in dieſer Zeit voll von Zweideutigkeiten, Inconſequenzen und Widerſprüchen. Wie mag es in ihm aufgeblitzt haben in ſeiner Seele und ſeinen Mienen von einem ſehr menſchlichen Etwas, als aus Baireuth ein Angſtruf herüber in ſeine Alpenruhe tönte! Wir kennen die Zeilen mit dieſer Klage nicht, aber daß ſie mit dem Herzblute der Markgräfin geſchrieben waren, das geht aus folgender Antwort des Dichters hervor, es iſt der zweite der bereits früher abgedruckten Briefe Voltaire's an die Markgräfin.

In der Beuchot'ſchen Ausgabe der Correſpondenz iſt derſelbe dem Briefe der Markgräfin vom 19. Auguſt nachgeſetzt; daß er aber in den Anfang des Monats zu ſetzen iſt, und daß derjenige der Markgräfin vom 19. Auguſt die Antwort darauf iſt, geht unzweifelhaft aus dem aufgefundenen vom 29. Auguſt hervor.

Von Voltaire.

Aux Délices, Auguſt 1757.

Mein Herz, Madame, iſt mehr denn je ergriffen von der Huld und dem Vertrauen, welche Eure Königliche Hoheit mir zu erweiſen ſo gnädig ſind. Wie ſollte mein Gemüth nicht im Allerinnerſten gerührt werden! Ja, Sie leiden allein nur durch Ihre ſchöne Seele. Wozu wäre ich ſonſt auf der Welt, als um mit einer unbegrenzten Verehrung zu ſolch erhabenen und fein empfindenden Naturen, wie Sie deren eine, im tiefſten Herzen mich hingezogen zu fühlen! Sie wiſſen, wie ſehr ich immer dem Könige, Ihrem Bruder, ergeben war.

Je älter, deſto ruhiger werde ich, und je ernſtlicher ich auf Alles verzichtet habe, deſto eifriger bin ich bemüht, mir aus dem Ort meiner Zurückgezogenheit eine Heimath zu machen, und deſto ergebener werde ich dieſem philoſophiſchen Könige ſein. Ich ſchreibe ihm Nichts, was ich nicht in der Tiefe meines Herzens empfände und was nicht der Wahrhaftigkeit deſſelben entſtrömt, und wenn Eure Königliche Hoheit Nichts gegen meinen Brief einzuwenden haben, ſo bitte ich Sie, ihn ebenſo, wie die vorhergehenden, mit einigen Zeilen Ihrer Hand dem Könige zukommen zu laſſen.

Eure Königliche Hoheit werden in dieſem Briefe Andeutungen finden, die zu Ihren eigenen Gedanken in Beziehung ſtehen. Obgleich die erſten Anſtrengungen in

Betreff des Friedens von keinem Erfolge waren, so werden sie nach meiner Ueberzeugung doch diesmal zum Ziele führen. Gestatten Sie, daß ich Ihnen hier einen meiner Gedanken unterzubreiten mir erlaube. Ich glaube vermuthen zu können, daß der Marschall von Richelieu sich geschmeichelt fühlen würde, wenn man sich in dieser Angelegenheit an ihn wendete. Nach seiner Auffassung, wie ich vermuthe, wäre es nothwendig, inmitten der beiden kämpfenden Parteien das Gleichgewicht zu halten; es würde ihn sehr freuen, wenn der Dienst seines Königlichen Herrn mit dem Interesse von dessen Alliirten eines Theils und dem Ihrigen anderen Theils sich vereinigen könnte. Wollen Sie ihn gelegentlich sondiren lassen, so würde das gerade nicht sehr schwer sein. Kein Anderer, als der Marschall von Richelieu wäre zur Führung der Angelegenheit in dieser Auffassung geeigneter. Aber nur allein in der Voraussetzung, daß der König, Ihr Bruder, sich bestimmt fühlen möchte, sich dafür zu entscheiden, wage ich es, hier überhaupt davon zu sprechen; ja, ich erkühne mich, Ihnen sogar zu sagen, daß er Ihnen in diesem Falle sehr verbindlich sein müßte, selbst wenn die Sachlage ihm Opfer abzwingen müßte. Doch das ist nur so eine Idee und noch lange kein Vorschlag, noch weniger ein Rath, den ich ertheile. Wie könnte ich Solches auch nur wagen! Es ist nur ein einfacher Wunsch, der seinen Ursprung allein in meinem Eifer, Ihnen zu dienen, hat.

Von der Markgräfin.

Den 19. Auguſt (1757).

Nur im Unglück erkennt man ſeine Freunde. Der Brief, den Sie mir geſchrieben haben, macht Ihrer Denkungsweiſe alle Ehre. Wie ſoll ich Ihnen meine Erkenntlichkeit für Ihr Vorgehen an den Tag legen! Von gleichem Gefühle, wie ich, iſt auch der König beſeelt. Sie werden beiliegend ein Billet finden, er hat mir aufgetragen, es Ihnen zu überſenden. Dieſer große Menſch bleibt immer derſelbe, er trägt ſeine Unglücksfälle mit einem Muth und einer Gelaſſenheit, die Seiner vollkommen würdig ſind. Er hat den Brief, den er Ihnen ſchrieb, nicht umſchreiben können, derſelbe fing mit Verſen an, aber anſtatt Sand darauf zu ſtreuen, nahm er das Dintenfaß, und darum iſt das Papier auch abgeſchnitten. Ich bin in einem erbarmenswürdigen Zuſtande, ich werde den Untergang meines Hauſes und meiner Familie nicht überleben, das iſt der einzige Troſt, der mir bleibt. Sie werden an uns Stoffe zu Tragödien haben. O Zeiten — o Sitten! Durch eine dichteriſche Darſtellung unſerer Leiden werden Sie vielleicht alle Augen mit Thränen feuchten, während man kalt und fühllos den Unglücksſchlägen eines ganzen Hauſes zuſieht, über welches man im Grunde niemals zu klagen Urſache hatte.

Ich kann Ihnen nicht mehr ſagen, meine Seele iſt ſo voll und ſo unruhig, daß ich nicht mehr weiß, was

ich thue. Nehmen Sie jedoch die Ueberzeugung, daß bei Allem, was ſich auch ereignen möge, ich mehr als je Ihre Freundin bin.

Wilhelmine.

Von Voltaire.

Aux Délices, den 29. Auguſt 1757.

Der Brief, mit dem Eure Königliche Hoheit mich beehrten, hat mich zu Thränen gerührt. Ich würde Sie bitten, nach Baireuth kommen zu dürfen, wenn ich unglücklicherweiſe nicht dieſe Nichte bei mir hätte, die hierher in meine Einſamkeit mir gefolgt iſt und Allem mir zu Liebe entſagt hat. In meiner Zurückgezogenheit habe ich Eure Königliche Hoheit und Ihr erhabenes Haus keinen Augenblick vergeſſen. Ihr edles Herz, Madame, iſt ſehr harten Schlägen ausgeſetzt. Die Vorgänge in Schweden, in Deutſchland müſſen Ihr Gefühl im Innerſten erregen. Doch hoffe ich, daß Ihr Land von dem Kriegsgewitter nicht heimgeſucht wird, wenn ſchon Ihre Seele von den Erſchütterungen leidet; denn wahrhaft unglücklich können Sie nur durch Ihr Herz werden. Daß unter dieſen inneren Stürmen nur Ihre Geſundheit nicht leidet! Beſſer, als ich, werden Letzteres ſich diejenigen angelegen ſein laſſen, welche um Ihre Perſon ſind. Für Sie, Madame, für Deutſchland, wie für Europa, wäre es zu wünſchen, wenn ein ehrenvoller Friede auf der Grundlage der alten Ver-

träge all dieſer Unruhe und dieſem Unglücke ein Ende machte. Doch ſcheint es nicht, daß derſelbe in ſo naher Ausſicht ſteht.

Unter ſolchen Umſtänden wird es mir erlaubt ſein, beifolgenden Brief, welchen ich an Seine Majeſtät Ihren Königlichen Bruder zu ſchreiben mich erkühnt habe, Ihrer Fürſprache zu empfehlen. Wenn Eure Königliche Hoheit darin nichts Ungeziemendes finden, ſo werden Sie denſelben ja wohl in Seine Hände gelangen laſſen. Wenigſtens ſehen Sie daraus, wie ich denke, und ich glaube, daß Sie mir auch beipflichten. Uebrigens, ſo lange der König eine Armee hat, glaube ich an Nichts, wozu ihn die Verzweiflung bringen könnte. Er hat oft geſiegt, und er kann auch noch ſiegen, und zuletzt, wenn der Gang der Dinge und die Uebermacht ſeiner Feinde ihm gar Nichts weiter laſſen, als allein ſeinen Muth, ſo wird dieſer Muth von Europa hoch reſpectirt werden. Ihr Königlicher Bruder wird immer groß bleiben; wenn er auch, wie ſo viele andere Größen, Unglück und Mißgeſchick hat, ſo iſt ihm doch allein eine neue Art des Ruhmes aufbehalten. Nur möchte ich, daß er ſeinem perſönlichen Verdienſte größere Bedeutung beilegen möchte; er ſteht auf einer Höhe, wo alle Welt ihn höher als Menſch, denn als König achten wird. Wer weiß es mehr zu fühlen, als Sie, Madame, was es heißt, über ſeine Geburt erhaben zu ſein!

Es würde mich zu weit führen, wollte ich Ihnen Alles ſagen, was ich denke und was meine zärtliche Zuneigung mir einflößt, alles Uebrige können Sie im Herzen Bruder Voltaire's leſen.

Von der Markgräfin.

Den 12. September 1757.

Ihr Brief hat mich aufs Tiefſte gerührt, eben ſo hat derjenige, den Sie mir für den König beigelegt haben, auf ihn denſelben Eindruck gemacht. Ich hoffe, daß ſeine Antwort Sie zufriedenſtellen wird — was Ihre Perſon betrifft; weniger werden Sie es von ſeinen Entſchlüſſen ſein. Ich hatte mir geſchmeichelt, daß Ihre Vorſtellungen auf ſeinen Geiſt einigen Eindruck machen würden. Sie werden aber aus beiliegendem Billet das Gegentheil erſehen. Es bleibt ihm Nichts übrig, als ſeiner Beſtimmung zu folgen, auch wenn dieſe noch ſo dunkel wäre. Nie habe ich mir darauf Etwas zu gute gethan, Philoſophin zu ſein, aber ich habe mich aus allen Kräften bemüht, es zu werden. Die geringen Fortſchritte, die ich darin gemacht, haben mich gelehrt, Glanz und Reichthum zu verachten, aber ein anderes Heilmittel gegen die inneren Stürme, als den Verzicht auf das Leben, habe ich in der Philoſophie nicht gefunden. Das iſt das Einzige, ſich von allen Uebeln zu befreien. Mein Zuſtand iſt ſchlimmer, als der Tod. Ich ſehe den größten Menſchen des Jahr-

hunderts, meinen Bruder, meinen Freund, in die äußerste, entsetzlichste Lage gebracht. Ich sehe meine ganze Familie Gefahren und Leiden ausgesetzt, mein Vaterland von unbarmherzigen Feinden zerrissen, unser Land vielleicht von gleichem Unglück bedroht. Hätte mich doch der Himmel ganz allein mit all dem Mißgeschick, was ich Ihnen eben geschildert habe, beladen! Ich würde es tragen ohne Murren und ohne Schwäche.

Verzeihen Sie, aber durch den Antheil, den Sie an Allem nehmen, was mich betrifft, bestimmen Sie mich, Ihnen mein Herz zu öffnen. Ach, die Hoffnung ist daraus fast verbannt! Wendet uns das Glück einmal seinen Rücken, so ist es in seinen Verfolgungen eben so beharrlich, als es früher mit seinen Gunstbezeigungen war. Die Geschichte ist voll solcher Beispiele, aber nirgends habe ich eines gefunden, das auf uns seine Anwendung fände, auch keinen so unmenschlichen und grausamen Krieg zwischen civilisirten Völkern. Kennten Sie die traurige Lage Deutschlands und Preußens, so würden Sie Ihre Seufzer nicht unterdrücken können. Gegen die Grausamkeiten, welche die Russen in letzterem ausüben, sträubt sich die Natur. Wie glücklich sind Sie in Ihrer Einsamkeit, wo Sie auf Ihren Lorbeern ausruhen und ruhigen Geistes über die Verirrungen der Menschen Ihre Betrachtungen anstellen können! Ich wünsche Ihnen alles nur mögliche Glück. Rechnen Sie, wenn uns das Schicksal noch begünstigt, auf meine ganze Dankbarkeit, nie werde ich Ihnen die Beweise

Ihrer Anhänglichkeit vergeſſen. Mein ganzes Empfinden ſei Ihnen Bürge dafür, wenn ich Jemand Freundin bin, ſo bin ich es nie halb, und gegen Bruder Voltaire werde ich es immer ganz und wahrhaftig ſein.

Wilhelmine.

P. S. Viele Empfehlungen an Madame de Denis; fahren Sie doch fort, ich bitte Sie darum, dem Könige zu ſchreiben.

Voltaire wieder in diplomatiſchen Geleiſen, geheimer Agent — Mittelsmann in großen Weltangelegenheiten, welche Luſt! — Und diesmal mit mehr Glück und Geſchick als früher; denn der erſte der vier vorhergehenden Briefe würde dem gewiegteſten Diplomaten Ehre machen, abgeſehen von der Geſinnung, die dem Könige Opfer d. h. Aufgeben von Schleſien zumuthen konnte. Der König ſetzte ſich auf denſelben hin wirklich mit dem Marſchall von Richelieu in Verbindung, wenn auch viel früher, als der Dichter in ſeinen Memoiren angiebt. Der Marſchall war ein begeiſterter Bewunderer des Königs und hielt an dem traditionellen Haſſe ſeiner Familie gegen das Haus Habsburg feſt. In Verſailles jedoch waren für Oeſtreich, wenn auch keine Köpfe, doch Röcke thätig, männliche und weibliche. Man ſchwelgte in den Flitterwochen der neuen Allianz, die darum ſo unnatürlich war, weil ſie keine Verbindung der Intereſſen, die zwiſchen den Häuſern Bourbon und Habsburg un-

möglich, ſondern lediglich eine Allianz der Rancune war. Wenn auch der Oberſt von Balbi, der verkleidet im Auftrage des Königs in das Hauptquartier Richelieu's ſich begab, nichts Weſentliches erreichte, ſo war die Zwiſchenzeit, die über den Bericht des Letzteren nach Verſailles hinging, und das, was der Marſchall in derſelben nicht that, doch ſchon ein Gewinn zu nennen. Die Schweſter hatte des Dichters Billet an den König überſandt, und dieſer es auch beantwortet, in kurzen Worten und etwas kaltem Sinne, wie: Ich habe vernommen, daß Sie an meinen Erfolgen, wie an meinen Unglücksfällen, Antheil genommen haben; es bleibt mir weiter Nichts übrig, als mein Leben um möglichſt hohen Preis zu verkaufen u. ſ. w. Man ſieht aus dieſen Zeilen, daß die Haltung Voltaire's in dieſer Periode den König genirte, und doch wollte dieſer wieder ſeine Vorſchläge nicht zurückweiſen. Konnte er vielleicht ſelbſt keine allzu große Hoffnung hegen, ſo mochte er doch nichts unterlaſſen, um einen Ausweg aus dieſen Labyrinthen zu finden. Der unglückliche Rückzug des Prinzen von Preußen, der Verluſt der Magazine von Zittau, die Niederlage des Herzogs von Cumberland, das unglückliche Gefecht bei Moys, der Tod des Generals von Winterfeldt, die Einfälle der Schweden in Pommern, der Oeſtreicher in Schleſien, der Franzoſen in das Magdeburgiſche und Halberſtädtiſche, der Marſch Hadik's auf Berlin — von allen Seiten Verluſte, Niederlagen — zuletzt noch

die Trauerbotſchaft von dem Tode der geliebten Mutter — es war zu viel für ein einziges Menſchenherz.

Beſiegt, verfolgt, ein Flüchtling und verrathen
Von Freunden, denen thöricht ich vertraut!
Prometheus war ſelbſt in der Hölle Schlund
Mit ſolchen Schmerzensqualen nicht beladen,
Als ich ſie fühle auf dem Erdenrund!

Welches Labſal gegen dieſe Qual des Daſeins war der Gedanke an den Tod! Im Tode war Ruhe — Freiheit — Erlöſung. »Ich bin feſt entſchloſſen, mich auf den erſten beſten der feindlichen Generale, der mir zu nahe kommen wird, zu werfen und will Gott für die Gnade danken, wenn er mit dem Degen in der Hand mich ſterben läßt.«

Solches in einem Briefe des Königs vom 17. September 1757 leſend, ſaß in ihrer Klauſe in Eremitage eine bleiche, von Siechthum und Krankheit abgemagerte geſchwächte Frau, die einſt ſo blühende, lebensmuthige, heitere Wilhelmine, deren Augen nun durch Thränen blicken, deren ſchwer athmende Bruſt von Seufzern und Todesahnungen erfüllt iſt. Aber die Liebe macht die Seelen ſtark und muthig und überwindend; ihr Entſchluß ſtand feſt. Was war ihr das Leben ohne dieſen Bruder, für den ſie ſchon von Kindheit an geſorgt, gebangt, gelitten und ſich ſelbſt zum Opfer gebracht hatte? Was war ihm das Daſein ohne ſie? »Das Einzige, was mir auf der Welt bleibt, biſt Du allein, hatte er ihr geſchrieben, Du allein feſſelſt mich noch an dieſelbe;

meine Freunde, meine theuerſten Verwandten — Alle, Alle ſind begraben — ach, ich habe Alles verloren!

Nein, noch hatte er nicht Alles verloren, dieſe Schweſter war ſein mit Leib und Seele, und muthig reicht ſie über all dieſes Unglück hinüber ihm mit dem Lächeln der Liebe die Hand. Von einem Blut — von einem Geiſt mit Dir, wohlan denn, auch von einem Schickſal! »O, mein geliebter Bruder! Was Dir auch begegnen mag, ich werde Dich nicht überleben!« Sie hat Wort gehalten, die treue Schweſterſeele, — durch ihr Sterben.

Um ſeine Größe zu beweiſen, mußte König Friedrich II. einen Moment der Verzweiflung haben, damit die Mitwelt ſah, daß er von den Menſchen und nicht von den Göttern war. Dieſen Moment bezeichnet die Epiſtel an den Marquis d'Argens; es war aber nur ein Moment, das Streifen eines ſinkenden Adlers an die Erde, der nächſte, die Epiſtel an Voltaire, zeigte ihn wieder glänzend, zum Aether empor ſich ſchwingend.

Ich muß dem Sturme kühn die Spitze bietend
Als König leben — ſterben — untergeh'n!

Am 16. October ſchickt die Markgräfin dem Schweizer Freund dieſe Verſe und ſchreibt dazu: »An Geiſt und Körper leidend, kann ich Ihnen nur einen kleinen Brief ſchreiben. Sie werden beiliegend einen finden, der Sie für meinen kurzgefaßten hundertfach entſchädigen wird. Unſere Lage iſt immer noch dieſelbe; ein Grab iſt unſere Ausſicht. Wenn auch Alles ver-

loren ſcheint, etwas wird man uns doch nicht rauben können, die Kraft unſers Willens und die Liebe unſers Herzens. Seien Sie von unſerer Dankbarkeit und tief gefühlten Erkenntlichkeit überzeugt. Sie ſind deren durch Ihre Anhänglichkeit an uns ſo ſehr werth und Ihre Denkungsweiſe iſt wahrhaft eines Philoſophen würdig.«

Wilhelmine.

Da — am 5. November Nachmittags — halb drei Uhr gab der König vom Herrenhauſe in Roßbach aus den Befehl: Marſch! — Die Kanonendonner von Roßbach theilten das Gewölke, das ſich unheilſchwer über ſeinem Haupte zuſammengezogen hatte, es wurde wieder Licht um ihn und über ihm, und im Schloſſe von Baireuth jubelte ein Herz: Sieg — Leben — Hoffnung! Dieſe Zeit vom 18. Juni bis 5. November 1757 führte in dem Leben des Königs jene entſcheidende Kriſe herbei, die wir in dem Lebenslauf aller großen Helden verfolgen können, die Kriſe mit der furchtbaren Alternative: »Stehen oder fallen!« Große Menſchen ſind eine Art von Verhängniß, an ihr Schickſal heftet ſich das von Nationen und Reichen; ſo ſtand hier die Vergangenheit und Zukunft Preußens, Krone, Ehre und Leben auf dem Spiele, aber hier auf dem Gipfel ſeines Unglücks erreichte Friedrich auch den Gipfel ſeiner Größe. Wenn den achtundzwanzigjährigen König Thatendurſt und die Begierde, in der Welt von ſich reden zu machen,

zum Beginne des Krieges gereizt hatten, hier wurde der fünfundvierzigjährige Mann inne, daß er ein auserwähltes Rüſtzeug der Vorſehung war, und deren Stimme ſpricht nur unter Donnern und Blitzen; hier wurde er ſich der weltgeſchichtlichen Bedeutung ſeines Kampfes klar bewußt, daß nicht Preußen, nicht Oeſtreich gegen einander ſtanden, ſondern die Macht eines neuen Weltgedankens gegen eine morſch gewordene Ordnung der Dinge; hier wurde er der Heldenkönig, ſtieg über ſeinem Haupte eine Aureole empor, daß alle Welt bewundernd ausrief: Friedrich der Große!

Voltaire liebte die Markgräfin wahrhaft, er hörte aus ihren Briefen den bewegten Schlag ihres Herzens, ſah aus ihren ſchönen, großen, blauen Augen die Thränen ſchwer niederfallen, er liebte auch den König, wie der Dichter ſeinen Helden liebt, mit jener poetiſchen Liebe, die nicht ruhig zuſehen kann, wie ein großer gewaltiger Menſch einer Uebermacht der Kleinen zum Opfer fallen muß, er ſah in einem Separatfrieden Frankreichs die einzige Rettung für ſeinen gekrönten Freund, für Frankreich den einzigen möglichen Ausweg aus dieſem ſchlimmen Handel. Er rieth daher der Markgräfin, ſich mit dem franzöſiſchen Hofe in Verbindung zu ſetzen und zwar durch den Kardinal von Tencin, Erzbiſchof von Lyon und ehemaligen Miniſter des Auswärtigen, der auch jetzt noch in Verſailles großen politiſchen Einfluß übte. Wir erinnern uns des Aufenthaltes in Lyon und der Liebenswürdigkeiten, die

ſich der franzöſiſche Kardinal und die deutſche Königstochter gegenſeitig erwieſen; Wilhelmine wußte ſich überhaupt mit der hohen katholiſchen Geiſtlichkeit gut zu finden; ihr nächſter Reichsnachbar war ein Fürſt-Biſchof, von den Schönborns einer und die Weitläufigkeit und Urbanität dieſer Herren ſagten ihr viel mehr zu, als die gottesfürchtige Rauhheit proteſtantiſcher Hofprediger. Wir erinnern uns ferner der Taktloſigkeit des Kardinals und ſeiner Weigerung, mit »dem Satan des Jahrhunderts« an einem Tiſche zu ſitzen. Voltaire jedoch unterdrückte ſeinen Verdruß, aus Liebe für die Markgräfin, aus Intereſſe an der Sache und — verſchweigen wir es nicht — aus Luſt am diplomatiſchen Handwerk. Er kannte Tencin; er wußte, daß ein Kardinalshut noch lange nicht für ein Portefeuille tröſtet, und daß Jener nach ſeinem Ausſcheiden aus dem Miniſterium mehr als je geneigt war, ſich in die Geſchäfte zu miſchen. Aber nicht der Kardinal ergriff die Initiative, wie Voltaire in ſeinen Memoiren ſchreibt, ſondern der Dichter ſelbſt. Evident geht das aus dem neuerdings aufgefundenen Briefwechſel zwiſchen Voltaire und dem Banquier Tronchin hervor. Tronchin, der Bruder des Genfer Arztes, war Voltaire und dem Kardinal befreundet, Beide bedienten ſich ſeiner zu ihren finanziellen Operationen; denn auch der Kardinal war reich; er hatte früher durch die Convertirung Law's ein gutes Geſchäft gemacht. Der Lyoner Banquier war der Mittelsmann bei dem Kardinal, die

Markgräfin bei ihrem Bruder, und Voltaire war der Kanal zwiſchen Frankreich und Deutſchland. Von Seite der Markgräfin war auch noch der Marquis von Adhemar und Spada, der unterdeß Oberhofmeiſter der Markgräfin und Excellenz geworden war, in das Vertrauen gezogen und zum größten Theile mit der Führung der Correſpondenz betraut.

Auffallend iſt es, daß ſowohl in dem Briefwechſel zwiſchen der Markgräfin und ihrem Bruder, als auch in dem des Königs mit Voltaire, ſo wie unter den von uns aufgefundenen Briefen, gerade diejenigen Voltaire's fehlen, welche ſich auf dieſe Angelegenheit beziehen. Jedenfalls waren die meiſten an den Marquis von Adhemar geſchrieben, und diejenigen an die Markgräfin gingen an den König. Nur aus dem Briefwechſel Voltaire's mit Tronchin, ſo wie aus Andeutungen in Begleitbriefen der Markgräfin vermögen wir uns einigen Einblick in die Unterhandlungen zu verſchaffen.

Am 24. October 1757 ging Voltaire von Tronchin die Mittheilung zu, daß der Kardinal ſich mit Vergnügen bereit finden würde, einen Brief der Markgräfin an Ludwig XV. zu vermitteln. Nachdem dieſelbe den König davon in Kenntniß geſetzt und von ihm Antwort erhalten hatte, ſchreibt ſie am 23. November 1757 unter Anderem: Ich ſchreibe dem Kardinal mit Nächſtem. Verſichern Sie ihn, ich bitte Sie, meiner ganzen Hochachtung, und daß ich auf meinem Lyoner Plan beſtehe. Ich wünſchte ſehr, daß viele Menſchen ſo dächten, wie er;

dann wäre die Sache bald gemacht. Es ist recht thöricht von mir, mich in Politik zu mischen.« Selbst die Schlacht von Leuthen am 5. December 1757 unterbrach die Unterhandlungen nicht; sie änderte Nichts in dem Wunsche Friedrich's, die Franzosen vom Halse zu haben, wohl aber mochte sie den Hof von Versailles geneigter machen, auf Unterhandlungen einzugehen.

Die Markgräfin scheint in dieser Angelegenheit an den »chapeau rouge« oder »amant«, wie sie scherzhaft den Kardinal nennt, zwei Briefe geschrieben zu haben; den ersten in den üblichen conventionellen Ausdrücken, in dem zweiten wird sie auf den Gegenstand näher eingegangen sein; auch lag diesem ihr Schreiben an Ludwig XV. bei; der Brief an Tencin trägt das Datum des 27. December 1757 und war für Voltaire mit folgenden Worten begleitet: »Ich schicke Ihnen beiliegenden Brief für den chapeau rouge. Daß derselbe nichts Unwahres oder Versteckes enthält, dafür kann ich einstehen, aber nicht für die Liebenswürdigkeiten, die sich im Andenken an den Kardinal eingeschlichen haben mögen.«

Lese man doch den folgenden Brief, um zu erkennen, welch großes Talent diese merkwürdige Frau nicht allein für Ideen, sondern auch für Thatsachen hatte. Vor ihrem klaren, freien, durch keine Rücksichten beeinträchtigten Blicke breitet sich die Weltlage aus. Sie hat keinen politischen Gesichtspunkt, nur einen rein menschlichen: den Frieden, das Wohl und Glück der

Menſchheit. Alles, was ſie darüber ſagt, iſt einfach, wahr und treffend, im Einklange eines hellen Verſtandes mit einem warmen Herzen. Weiter jedoch, als das Urtheil der Menſchen, gehen die Abſichten jener Macht, die über allen menſchlichen Ereigniſſen thront. Das Urtheil des Menſchen zielt immer auf das Nächſte, namentlich, wenn er von demſelben zu leiden hat, wie die Markgräfin. Die zwei großen Siege des Bruders haben ihre gebeugte Seele wieder aufgerichtet; aber die Sorge für den Theuren lebt in derſelben fort. Sie ſieht den König dem Looſe des Orpheus preisgegeben, in Stücke zerriſſen zu werden, aber nicht aus heißer Liebe, wie der Sänger, ſondern aus rachegierigem Haſſe von drei Frauen, der königlichen Buhlerin Pompadour, der ſchwachſinnigen Eliſabeth von Rußland und der erbitterten Maria Thereſia, während drüben über dem Kanal auf ſeiner Inſel »un peuple avare« ruhig dieſem entſetzlichen Schauſpiele zuſieht. Friede thäte ihrem wunden Herzen, thäte ihnen Allen ſo noth!

Von der Markgräfin.

Den zweiten Januar haben wir, Gott ſei Dank, das traurigſte von allen durchlebten Jahren beendet. Sie ſagen mir ſo viel verbindliche Sachen über das laufende Jahr, daß ich dadurch nur noch mehr Urſache habe, Ihnen dankbar zu ſein. Meinerſeits wünſche ich

Ihnen Alles, was nur irgend zu Ihrem Glücke dient. Ich gebe mein Schickſal der Vorſehung anheim. Man hegt manchmal Wünſche, die uns nachtheilig würden, wenn ſie ſich erfüllten, alſo will ich gar keine mehr laut werden laſſen. Wenn irgend Etwas in der Welt mich vollkommen zufrieden machen würde, ſo iſt es nur der Friede, ich denke über den Krieg, wie Sie. Wir haben auch einen Dritten, welcher dieſelben Gedanken, wie wir Beide, darüber hat, aber kann man immer ſeiner Denkungsweiſe folgen? Muß man ſich nicht einer Maſſe von Vorurtheilen unterwerfen, die im Schwange ſind, ſo lange die Welt exiſtirt? Der Menſch haſcht nach dem falſchen Schein des Ruhmes, Jeder ſucht denſelben in ſeinem Berufe, ſeinen Talenten, man will ſich unſterblich machen. Muß man nicht vielmehr dieſen chimäriſchen Ruhm in den wahren oder falſchen Ideen ſuchen, die der menſchliche Geiſt ſich davon macht? Demokrit hatte ſehr Recht, wenn er über die Thorheiten der Menſchen nur lachte.

Ich ſehe eine Scheinheilige hinter den Prozeſſionen gehen, die Heiligen anrufen und dann wieder im eifrigſten Bemühen, ganz Europa zu entzweien und zu entvölkern. Ich ſehe wieder einen Philoſophen, wie er, wenn auch nur mit Widerſtreben und mit Bedauern, Ströme von Menſchenblut vergießen läßt, ich ſehe ein geiziges Volk, den geſchworenen Verderber der Völker, nur um ſeine Reichthümer zu vermehren, aber ſtill — ich könnte zu viel ſehen, und das iſt nicht nöthig.

Ich muß Sie dieſes Mal mit meinem Geplauder und mit meinen Betrachtungen zufriedenſtellen, denn ſeit dem letzten Brief, den Sie von mir erhalten, habe ich keine Nachrichten empfangen.

Ihr Vorſchlag iſt ein wenig gefährlich. Ich komme immer zu meiner alten Behauptung zurück, daß man in Ihrem Vaterlande taub iſt. Wenn ich mit Ihnen ſprechen könnte, ſo würden Sie ganz anders urtheilen, als Sie es jetzt thun. Der König iſt in der Lage des Orpheus, wenn ſein Glück ihn nicht aus der Affaire zieht. Er wünſcht den Frieden, nur hat dieſer ſehr viel Aber. — Wenn er nicht vor dem Frühjahr zu Stande kommt, ſo iſt ganz Deutſchland verwüſtet und verloren. Der gegenwärtige Zuſtand iſt ſchon entſetzlich genug. Wie man ſich auch drehen und wenden mag, ſo kann man ſich vor Gewaltthätigkeiten und vor Plünderung doch nicht ſicher ſtellen. Wollte ich Ihnen eine Schilderung aller Unannehmlichkeiten und alles Unglücks, welches uns betrifft, geben, ſo würde ich nicht damit zu Ende kommen. Eine Schmach iſt es, daß man in einem geſitteten Jahrhundert mit ſolcher Grauſamkeit verfährt. Der König leidet nicht darunter, was man auch ſagen möge, das ſächſiſche Volk liebt ihn, aber der Adel haßt ihn, weil er ihm ſeine Penſionen und Beſoldungen genommen hat. Man bringt über ihn fürchterliche Verleumdungen in Umlauf. Kann man ihnen Glauben beimeſſen? Sie kommen von ſeinen Feinden, der Neid hat alle großen Männer verfolgt,

und hier kommt noch der Haß dazu. Warum iſt man denn nicht taub, wenn dieſer ſeine vergifteten Pfeile verſendet?... Noch einmal, ich muß zu Ende kommen, denn ich bemerke, daß ich zu viel ſchwatze. Seien Sie meiner Hochachtung verſichert. Mein ganzes Leben lang werde ich die wahrhafte Freundin des Bruders in der Schweiz ſein.

Wilhelmine.

Die Panduren oder vielmehr die Huſaren des öſtreichiſchen Oberſten, Prinzen von Coburg, welche in der Nähe von Baireuth umherſtreiften, hatten Briefe von Voltaire und der Markgräfin an den König aufgefangen. Ein Zwiſchenfall, der, zur Vorſicht mahnend, die Markgräfin zu folgenden Zeilen voll graziöſen Humors veranlaßte. Es waren Vorbereitungen getroffen worden, daß der Fortgang der Friedensbeſtrebungen durch die Oeſterreicher nicht mehr unterbrochen werde. Brieflich vom Frieden und dem Kardinal Tencin und anderen ſehr verfänglichen Dingen zu ſprechen, wäre doch äußerſt gefährlich geweſen, da der Prinz von Coburg die aufgefangenen Briefe jedenfalls las. Wer aber ſollte hinter dem Plan einer italieniſchen Komödie das Friedensgeſchäft und unter der Schweſter Mezzetino's, was ſo viel ſagen will, als eine, welche die Fäden einer Intrigue in den Händen hält, die Markgräfin von Baireuth vermuthen! Jedenfalls bezieht ſich der Plan zu der italieniſchen Komödie auf die

Friedensbeſtrebungen und auf die Art und Weiſe, die Correſpondenz künftighin, wenn auch nicht ganz gefahrlos paſſiren zu laſſen, ſo doch dieſelbe für einen Dritten unverſtändlich zu machen. Vortrefflicher Gedanke! Coburg wird hinter's Licht geführt.

Von der Markgräfin.

(Brief der Panduren an den Schweizer Bruder.)

Warum nennen Sie uns gemeine Menſchen? Wir ſtehlen, wir plündern, wir ſind privilegirte Räuber, ja, das iſt wahr. Sind wir aber darum mehr zu verdammen, als andere Menſchen — z. B. die Autoren, welche die Gedanken Anderer ſtehlen, oder die Heiligen des Paradieſes, welche, um Kirchen und Klöſter zu begründen, ſich die Güter des Volkes und der Privatleute aneigneten? Nein, gewiß nicht! Laſſen Sie uns doch Gerechtigkeit widerfahren und machen Sie, anſtatt uns zu beleidigen, daß die Fürſten Europa's in Zukunft unſerem Beiſpiele folgen und nach dem Beſitz Ihrer Briefe eben ſo begierig werden, als wir es ſind, damit ſie durch die Lektüre derſelben Philoſophen und Panduren der Tugend werden möchten. Sollten wir je das Glück haben, Ihrer habhaft zu werden, ſo ſtehlen wir Ihren Geiſt und Ihre Kenntniſſe, um uns für Ihre Verachtung zu rächen; unſere Roſinanten werden dann in Pegaſuſſe verwandelt werden, und dann werden wir wohl mit Hülfe einer gewiſſen Dame, Vernunft

genannt, Sie davon abhalten, gegen uns ſolche erbauliche Dinge zu ſchreiben.

Leben Sie wohl!

P. S. Ich habe alle Ihre Briefe erhalten und beantworte ſie auf einmal. Der Plan zur italieniſchen Komödie iſt nicht ganz richtig, aber es würde mir ſchlecht anſtehen, Ihre Werke kritiſiren zu wollen. Die Schweſter Mezzetin's miſcht ſich nur in ſolche Dinge, die ſie ſelbſt angehen, und es iſt ſehr gefährlich, Komödie ſpielen zu wollen, weil man Gefahr läuft, daß die Panduren Einen aufheben oder die Rollen auffangen. Seit mehr als vier Wochen habe ich keine Nachrichten von dem Könige. Es kann ſein, daß er mir geſchrieben hat, ja, ich bin deſſen ſogar ſicher, aber ich denke, daß die Briefe Wege eingeſchlagen haben, die nicht hieher führen. —

Die Franzoſen ſollen in Bremen einen kleinen Verluſt gehabt haben, 7000 Mann haben ſich geſchlagen. Den Schweden geht es in Pommern noch ſchlechter, ihre Kavallerie hat ſich auf die Inſel Rügen zurückziehen müſſen, ihre Infanterie iſt in Stralſund, wo man ſie eingeſchloſſen hat und das Bombardement gegen ſie beginnt, das iſt Alles, was ich weiß. Mein Bruder von Preußen (Auguſt Wilhelm) hat mir einen Brief für Sie überſandt. Am Datum können Sie ſehen, wie unregelmäßig die Sendungen hier ankommen.

Ich beklage Ihre Verblendung, daß Sie nur an Gott glauben und J.... leugnen. Wie werden Sie das

verantworten können? Wenn ich noch für irgend Etwas Intereſſe hätte, ſo wäre es, dieſe Ihre Vertheidigung zu vernehmen. Adieu. Geben Sie mir Nachrichten von Ihnen und vor Allem von meinem »Amant«. Wolle Gott, daß es gute ſeien!

Wilhelmine.

Die Nachrichten aber waren nicht gut. Der Kardinal ſchrieb einen Brief an Ludwig XV. und überſandte denjenigen der Markgräfin an Seine Majeſtät in Verſailles. Aber faſt wäre der Vermittler über die Antwort vor Zorn und Aerger ſo roth geworden, wie ſein Hut; denn der Beſcheid des Königs war ſo trocken, als der Brief eindringlich war und lautete dahin, daß der Staatsſecretair des Auswärtigen Seiner Eminenz antworten würde. In der That ging ihm, dem großen Kardinal, von dem kleinen Abbé de Bernis eine Antwort für die Markgräfin zur Unterzeichnung zu, und dieſe enthielt eine Zurückweiſung der Friedensvorſchläge. Der Kardinal Tencin ſtarb 14 Tage nachher, wie Voltaire behauptet, an dieſer Unterſchrift. Der Haß der Pompadour gegen Friedrich den Großen und das »Ma cousine« der ſtolzen Habsburgerin an die ehrgeizige Maitreſſe waren mächtiger, als die Stimme der Vernunft und die Rückſicht auf die wahren Intereſſen Frankreichs.

Wenn Voltaire in ſeinen Memoiren ſagt, daß er ſich dieſer Negociation nur darum unterzogen habe, weil

er darin eine Niederlage für den Kardinal von Tencin vorausgeſehen habe, ſo iſt das ganz einfach eine Selbſttäuſchung. Er würde es gewiß nicht geſagt haben, wenn der Friede zu Stande gekommen wäre. Der Erfolg iſt ein Gottesurtheil, aber Voltaire hätte die Erfolgloſigkeit der Unterhandlungen ganz einfach zugeſtehen können, gerade in dieſem Falle, wo er, wie St. Marc de Girardin ganz richtig bemerkt, wirklich diplomatiſches Talent gezeigt hatte, und wo nicht die Sache, ſondern nur eine Partei gegen ihn war. Allerdings fehlt es in den Briefen Voltaire's an Tronchin nicht an ironiſchen Anſpielungen auf den Kardinal, namentlich auf die Antwort, welche Tencin im Jahre 1741 dem Papſte in Rom gab. Dieſer hatte ſein Bedenken darüber ausgeſprochen, daß das Bündniß Frankreichs mit Preußen in dem bayeriſchen Erbfolgekriege »le marquis de Brandebourg« zu mächtig werden laſſe, worauf Tencin geantwortet hatte: »Haben Eure Heiligkeit keine Sorge, Frankreich wird dieſen Ketzer eben ſo wieder demüthigen, als es ihn erhoben hat.« Abgeſehen davon, daß Voltaire für das verweigerte Diner im erzbiſchöflichen Palaſte zu Lyon auf dieſe Weiſe an dem Kardinal ſein Müthchen kühlen konnte, ſo hielt er einen Erfolg der Unterhandlungen doch für ſehr möglich und ſogar wahrſcheinlich. Er war nicht der Mann, der ohne dieſe Ausſicht ein ſolches Stück Arbeit unternommen hätte, er war nicht der erſte Geſchichtsſchreiber, der von ſeinem ſtaatsmänniſchen Talent felſenfeſt überzeugt geweſen

wäre, und in letzter Instanz war diese seine Schwäche größer, als sein Hang zur Rancune. In einem günstigen Resultate lag aber für ihn zugleich auch die Möglichkeit einer Rückkehr nach Preußen zum Könige. Daß er diesen Gedanken selbst damals noch nicht aufgegeben hatte, wo er sich doch in der Schweiz festgesetzt zu haben schien, das geht aus dem im Anfange angeführten Billet an den Marquis von Adhemar und Spada hervor. Wir nehmen dasselbe zu diesem Zwecke vorn weg, obwohl es dem Datum nach später mitgetheilt werden müßte. Es lag den letzten Zeilen des Dichters an die von Leiden fast schon verzehrte fürstliche Freundin bei; in denselben ist wohl von einem Briefe die Rede, den Voltaire zur Bestellung an den König übersendet, aber dieser Brief ist jedenfalls an den Bruder abgesendet worden, wenn schon derselbe in der Correspondenz des Königs mit dem Dichter fehlt. Das Billet erwähnt im Eingange der Bemühungen des Marquis von Adhemar und Spada um das Zustandekommen des Friedens, dann der Siege, welche der König über seine verbündeten Feinde, zuerst über die Franzosen bei Roßbach, dann die Oestreicher bei Leuthen und zuletzt die Russen bei Zorndorf davongetragen hatte.

Voltaire bedient sich in diesem Briefe, welcher zur Mittheilung an den König und mit unverkennbarer Absicht der Einwirkung auf ihn abgefaßt ist, in gewissen Wendungen, Wörtern und auch in der Anrede altfranzösischer Sprachformen, wie dieselben in der Confidenz-

ſprache der Tafelrunde von Potsdam und Sansſouci gebräuchlich waren. Adolf Menzel hat dieſe Tafelrunde gemalt; wie nur einer genialen Hand, iſt es ihm gelungen, die pikante, graziöſe, verbindliche und einſchmeichelnde Art Voltaire's in einer unnachahmlichen Handbewegung auszudrücken. Letztere liegt auch in den folgenden Zeilen, nur möchte es für die Ueberſetzung ſchwer, ja unmöglich ſein, die charakteriſtiſche Färbung derſelben im Deutſchen wiederzugeben. Das Billet kann nur für den Marquis von Adhemar beſtimmt geweſen ſein, und ſo tritt uns aus dem Ende dieſes ſeltenen, geiſtigen Verkehrs noch ein menſchlich ſchönes, wehmüthiges, rührendes Bild entgegen. Die Fürſtin liegt krank und todesahnend im Schloſſe zu Baireuth, da kommt ein friſches Lebens- und Liebeszeichen vom fernen Freunde. Geiſt und Antheil ſind in ihr noch ſtark und rege, ſie will noch wiſſen, was der Dichter dem beiderſeitigen Vertrauten ſchreibt, und ob ſich vielleicht nicht eine neue Hoffnung für den Frieden und den geliebten Bruder darbiete, und dann iſt ein Brief des Freundes, und wären es nur wenige Zeilen, ein geiſtiges Labſal und eine Erinnerung an vergangene Zeiten. Die letzte Stunde kam, und in der Trauer und Verwirrung, welche der Tod der Fürſtin herbeigeführt haben mochte, iſt dieſer Brief an Adhemar, auf welchem vielleicht ihre letzten Blicke und Gedanken ruhten, unter die an die Markgräfin gerichteten gekommen.

Von Voltaire.

Monſir!

Wohl habe ich die ſo liebenswürdigen Zeilen empfangen, die Sie mir hierher nach der Schweiz geſchrieben haben. Sie betreffen den allgemeinen Frieden, der unter Vermittelung Seiner Excellenz von Spada zu Stande gebracht worden oder vielmehr einem vollſtändigen Abſchluſſe ſehr nahe geweſen war. Mit großer Befriedigung habe ich aus Ihrem Briefe erfahren, daß man damit anfangen müßte, mehrere Miniſter an den Galgen zu bringen, nur wünſchte ich genauer zu erfahren, ob man ſie zu Vieren oder zu Sechſen neben einander hängen ſoll. In höchſtem Erſtaunen, Monſir, ſtehe ich vor einem Könige, der drei große Nationen eine nach der anderen abthut. Ich habe an einen weitläufigen Vetter von mir, einen gelehrten Benedictiner, geſchrieben, daß er in allen ſeinen Büchern ſuchen und forſchen möge, ob je noch von einem ähnlichen Menſchen, wie beſagtem Könige, die Rede wäre, und bin ſeiner Antwort gewärtig. Ich glaubte, beſagtem großen Manne vor mehr als zwanzig Jahren nahe gekommen zu ſein, aber damals war er nicht dergleichen, denn Sie werden wiſſen, daß derjenige, den ich damals ſah, ein ſanftes Geſicht hatte und große blaue Augen, daß er ſehr angenehmen, außerordentlich angenehmen Geiſtes war, Monſir, daß er ſehr gut ſprach und die reizendſten Sachen von der Welt ſowohl in Proſa, als in Verſen

und das Alles zu seinem Vergnügen machte, und daß er ein vortrefflicher Philosoph war. Und dieser ist's, den ich ewig bedauern werde. Ich bin zwar auch Philosoph, aber nur zeitweise. Ich liebe einen großen König so sehr, weil dieser große König Mensch mit den anderen Menschen ist.

Ich glaube wahrhaftig, und Gott möge es mir verzeihen, daß ich, sobald er Muße für mich hätte, mich noch auf den Weg machen würde, ihn von Angesicht zu Angesicht zu sehen; denn ich bin nach großen Seltenheiten sehr begierig. Aber ich bin so alt, so alt, Monsir, und er ist so großartig groß, daß ich zu einer solchen Reise nimmer die Kraft gewinnen werde.

Alle Tage beten wir in unseren heiligen Kirchen für seine Erhaltung.

Der Tag der Markgräfin neigt sich zu Ende — es will Abend mit ihr werden in ihrem Leben, aber nicht in ihrem Lieben. Für sie war das irdische Dasein fast nichts als ein Leidensgang mit vielen Schmerzensstationen gewesen. — Von Kolin bis Roßbach war die letzte, da war ihr Herz gebrochen, und nur noch mühsam hielt ein gebieterischer Wille den Körper aufrecht; aber endlich brach auch dieser zusammen. Im Juli des Jahres 1758 hatte ihre Schwäche so sehr zugenommen, daß die Schriftzüge eines Briefes an den König kaum mehr lesbar waren; ihr Herz drängte sie, ihm zu dem Siege

bei Zorndorf ihre Glückwünſche zu ſenden, aber der müde Arm ſank kraftlos nieder, und die wunde Bruſt war von Schmerzen durchwühlt. Voltaire war von dem bedenklichen Zuſtand ohne Zweifel durch ſeinen Protegé, den Marquis von Adhemar und Spada, unterrichtet worden. Er fühlte beim Empfange dieſer Nachricht etwas, wie das Gefühl der Liebe, der Sorge und des Schmerzes um ein ſo theures Leben, einen ſo ernſten Geiſt, ein ſo großes Herz. Vielleicht war noch nicht Alles verloren — vielleicht war noch Hoffnung vorhanden und — Hilfe. — Dieſer Gedanke, dieſer Troſt drückte ihm auch die Feder in die Hand.

Von Voltaire.

Aux Délices, den 27. September (1758).

Madame!

Wenn dieſes Billet Eurer Königlichen Hoheit gerade in einem Momente zukömmt, wo Sie ſich wohl fühlen und Muße haben, es zu leſen, ſo bitte ich Sie inſtändig, beifolgende Antwort des Schweizers dem großen Manne, Ihrem Bruder, gnädigſt überſenden zu wollen. Vor Allem jedoch und auf's Angelegenſte möchte ich Sie bitten und beſchwören, Tronchin eine Auseinanderſetzung Ihrer Krankheit zu ſenden.

Niemals, Madame, hatten Sie ſo viel Urſache, ſich dem Leben zu erhalten, als gerade in gegenwärtigem Zeitpunkte. Sie wiſſen gar nicht, wie theuer

dieſes Leben allen Denen iſt, die das Glück haben, Eurer Königlichen Hoheit nahen zu dürfen. Wenn Einer auf der Welt iſt, der Ihnen Linderung Ihrer Leiden verſchaffen und Ihr ſo koſtbares Leben verlängern kann, ſo iſt es nur Tronchin.

Im Namen aller denkenden Weſen, verſäumen Sie es nicht, ſeinen Rath einzuholen. Wäre es nothwendig, daß er ſelbſt nach Baireuth käme, oder könnten, wenn das unmöglich, nach ſeiner Meinung Eure Königliche Hoheit die Reiſe zu ihm unternehmen, ſo wäre kein Augenblick mehr zu verlieren. Leben muß man — alles Uebrige iſt nichts.

Ich bin von Schmerz und Unruhe gefoltert, und dieſe Empfindung überwiegt noch den tiefen Reſpect und die zarte Anhänglichkeit des alten Eremiten in der Schweiz.

V.

Dieſer letzte Brief iſt, wie der bereits erwähnte an den Marquis von Adhemar, auf ein Doppelblatt in klein Octav geſchrieben, von demſelben Papier, Format und der Art und Weiſe des Bruches. Beide lagen beim Auffinden dieſer Blätter der Freundſchaft noch eben ſo zuſammen, wie ſie vor 106 Jahren im Schloſſe von Baireuth eingetroffen waren, nur wenige Tage vor dem Scheiden der Markgräfin.

Die im Schreiben durch das ganze Leben ſo fleißige und gewandte Hand der Fürſtin gehorchte dem Wunſch

und Willen nicht mehr, ſelbſt nicht zum Abſchied — zum letzten, ewigen Abſchied. Zum Beweiſe aber, daß ihre Gedanken ſtärker, als ihre Hand, hatte ſie dem Freunde vierzehn Tage vor ihrem Abſcheiden ihr Bild geſchickt — als einen Händedruck der Freundſchaft und des Dankes, als letzten, ſtillen Gruß. Bald wird ihr Geiſt dem großen Geheimniſſe, nach deſſen Enthüllung ſie mit ſo vielen großen und edlen Menſchen gerungen, nahe ſein.

Wer möchte nicht an ein Hellſehen der Liebe glauben? In derſelben Nacht, derſelben Stunde, in welcher der Bruder bei Hochkirch die empfindliche Niederlage durch den Ueberfall der Oeſtreicher erlitt, hatte durch den Raum von ihm geſchieden, aber im Geiſte ſtets bei ihm, die Schweſter am 14. October 1758 ihre Seele ausgehaucht. Die letzten und wenigen Worte, die ſie noch hervorbringen konnte, waren heiße Wünſche für das Leben und Glück des Königs. Sie wollte mit den Briefen des geliebten Bruders auf dem Herzen begraben ſein, ein Wunſch, der glücklicherweiſe nicht erfüllt worden iſt; nach ihrem ausdrücklichen Willen ſollte an ihrem Sarge nicht von ihrer Perſon, nur von der Nichtigkeit aller irdiſchen Dinge geſprochen werden und ihr Leichenbegängniß ganz in der Stille geſchehen. In ſolcher Läuterung gab ſie, die man des Stolzes und des Hanges am Irdiſchen bezichtigt hatte, Gott ihre unſterbliche Seele anheim. Ihre irdiſche Hülle ruht an der Seite ihres Gemahles und ihrer einzigen Tochter

in einem über der Erde ſtehenden Marmorſarge in der offenen Gruft der früheren Schloßkirche, nun der katholiſchen Kirche in Baireuth.

An dieſem Sarge endeten die brieflichen Mittheilungen des Dichters, und die Thränen traten in ihr Recht.

Der franzöſiſche Schriftſteller und die deutſche Fürſtin gehörten Beide dem großen Bunde der Geiſter an, welcher im achtzehnten Jahrhundert ſich über die Nationalitäten hinweg die Hand reichte, um die Menſchheit aus der dumpfen, geiſtigen Lethargie der Materie zu erlöſen und zum Bewußtſein ihres göttlichen Urſprungs und Zieles im Geiſte zurückzuführen. Laſſen wir uns bei Voltaire in den Wegen nicht über das Ziel täuſchen; auch die Negation kann ein Zeugniß für das Poſitive ſein, durch den Irrthum geht der Weg zur Wahrheit, und nur im Ringen der Geiſter beruht die alleinige und ſichere Hoffnung auf Erreichung des Zieles. Voltaire war ein glänzenderer Geiſt, die Markgräfin eine tiefere Natur; ſein Streben ging oft auf den Effekt, das ihrige nur allein nach Wahrheit; Voltaire hatte etwas vom weiblichen Charakter der Markgräfin, und dieſe wieder etwas vom männlichen Geiſte Voltaire's — Beide zuſammen die reizbare Empfindlichkeit und die ſchwankende Richtung ihrer Zeit. Darum theilten ſie auch bei der Nachwelt ein und daſſelbe Schickſal, nach einer Charaktereigenſchaft, ſtatt im Großen und Ganzen und von anderen Geſichts-

punkten, als denen ihrer Zeit und der Verhältniſſe beurtheilt und darum auch verkannt zu werden.

Wenn dieſe Blätter dazu beitragen ſollten, die andere, ſchönere, edlere Hälfte ihres Seins zu enthüllen und das Urtheil zu mildern und zu berichtigen, ſo wäre ihr Zweck vollkommen erfüllt.

Das rührendſte, ſprechendſte Zeugniß für Beide, für das Gefühl des Ueberlebenden und das Gedächtniß der Geſchiedenen, iſt die Ode, welche der Dichter dem Andenken der verklärten Freundin widmete. Wir laſſen die Strophen, welche allgemeine Betrachtungen, offene Ausfälle gegen ſeine Feinde und verſteckte gegen den König enthalten, weg und begnügen uns, die auf die Markgräfin unmittelbar ſich beziehenden hier mitzutheilen. Mit ihr war der gute Geiſt zwiſchen Voltaire und dem Könige geſchieden, von ihrem Tode an beging jener eine Reihe von Unwürdigkeiten gegen ſeinen einſtigen Königlichen Gönner, die eben ſo wenig als das Blut von Lady Macbeth's Händen, von ſeinem Andenken getilgt werden können, aber im Gedanken an die theuere Geſchiedene erhoben ſich in des Dichters Seele noch einmal all' die ſchlummernden guten Geiſter und ſchufen ein Monument — aere perennius.

Höheres hatte Voltaire nie gedacht, Tieferes nie empfunden, als in dieſer Ode; aus ihr erkannte erſt das Jahrhundert mit Staunen, welche große Seele in der kleinen Markgräfin aus der Zeit, wenn auch nicht aus dem Gedächtniſſe geſchieden war.

Es fiel der Streich! Vorbei! — Von Allem, was uns theuer,
Was die Natur uns gab im reichlichſten Gewähren,
Der Sinne Lebensgluth, des Himmels reines Feuer
Bleibt eine Leiche nur, an der ſich Würmer nähren.
Dieſes Schauſpiel, das ſo kläglich,
Den Verluſt, der ſo unſäglich,
Sieht das Herz mit größ'rer Qual,
Als im Schlachtgefild erbleichen
Unter gegenſeit'gen Streichen
Krieger, Tauſende an Zahl.

Baireuth! O Tugend, Anmuth, du Anbetungswerthe!
Weib, ohne Vorurtheil und Fehl, ohn' jeden Flecken!
Als Dich der Tod entführt von dieſer trüben Erde,
Von dieſem Aufenthalt des Blutes und der Schrecken
Sah man feindliche Nationen
Sich im grimmen Haß verſchonen,
Ihrer Wuth haſt Du gewehrt;
Jeder Zwiſt ſcheint nun gebändigt,
Alle Völker ſind beſänftigt,
Dich ihr Thränenopfer ehrt.

Wie warſt Du ſtets geneigt, Barmherzigkeit zu ſchenken,
Du, die mit Heldenmuth vereinet holde Güte,
Ein großer Mann und heit'rer Philoſoph im Denken
Beſaßeſt Du vom Weib allein der Schönheit Blüthe.
Hörteſt Du, in Staub zerfallen,
Unſrer Liebe Ruf erſchallen,
O ſo hätteſt Du geglaubt,
Du die bei den Todten wohnet,
Daß die Götter Dich belohnet,
Als ſie Dir das Licht geraubt.

Ach wer wird einſichtsvoll am Hof den Frieden retten,
Den Aberglauben und den Fanatismus ſtrafen,
Mit weiſer Hand der Religion zu Füßen ketten
Den grauſen Atheismus ewig ihr als Sklaven.
Was uns Gott in's Herz geſchrieben,
Wer wird dich als Vorbild lieben,
Heiliges Naturgebot,
Das ſo rein und doch verdammet,
Dem die Thorheit wuthentflammet,
Heuchleriſch Verfolgung droht?

Du wußteſt ſtets die Zeit, die flüchtige, zu faſſen,
Und ſchmerzlich mußteſt Du den Müſſiggang beklagen
Der ſchlaffen Geiſter, die ſich muthlos gehen laſſen,
Die reich an Lebenszeit, dem Leben ſelbſt entſagen.
Im Gedanken wohnt das Leben,
Nur im ernſteſten Beſtreben
Wahrt man ſich des Geiſtes Macht.
Wer wird nun die Leuchte nähren?
Düſtren Schein wird ſie gewähren,
Schauerlicher, als die Nacht.

Doch wem wird Dich zu feiern nicht der Ausdruck fehlen,
Dich, muth'ge Freundſchaft, erſte Tugend großer Herzen,
Geheiligt Feuer, hell entlodernd edlen Seelen,
Geläutert noch am Prüfſtein Deiner herben Schmerzen!
Feile Seelen, ihr erröthet,
Denn nur, wie Fortuna flötet,
So tönt einzig euer Spiel.
Ohne Steuer auf dem Meere
Treibt der Wind euch in die Leere,
Ohne Kompaß, ohne Ziel.

Wohl mag's der Meiſterhand, dem Genius gelingen,
Du theurer Gegenſtand noch unverſiegter Thränen,
Zu Deinem hehren Bilde ſich emporzuſchwingen,
Daß Enkel Dich dereinſt als Herrſcherin erſehnen.
Mich bedrückt des Alters Schwäche,
Daß ich bebend, was ich ſpreche,
Auszudrücken kaum vermag.
Zitternd hab' ich nur geſchrieben
»Die hier ruht, verſtand zu lieben!« —
Dir auf Deinen Sarkophag.

Berlin, gedruckt in der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker).

Im Verlage der Königlichen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) in Berlin, Wilhelmsſtraße 75, ſind erſchienen und von derſelben ſo wie durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Geſchichte

Friedrichs II. von Preußen

genannt

Friedrich der Große

von

Thomas Carlyle.

Deutſch von

J. Neuberg.

Groß Octav-Ausgabe.

I. Band. 1858. 2 Thlr. 22½ Sgr. II. Band. 1859. 2 Thlr. 22½ Sgr.
III. Band. 1863. 3 Thlr. IV. Band. 1865. Erſte Hälfte. 1½ Thlr.

Volks-Ausgabe.

Band I. II. III. 1863. geh. 2 Thlr. Gebd. m. goldgepreßtem Deckel 2½ Thlr.

Frau Evchen.

Eine ſehr alltägliche Hiſtorie.

Von

Werner Maria.

1865. Miniatur-Ausgabe. Mit farbiger Rand-Einfaſſung.
geh. 10 Sgr.

König Lear

von

William Shakespeare.

Deutsch von

Friedrich Bodenstedt.

1865. 8. geh. 15 Sgr.

Friedrich Bodenstedt's

Gesammelte Schriften.

Gesammt-Ausgabe in 12 Bänden.

Inhalt:

Tausend und ein Tag im Orient (mit den Liedern des Mirza-Schaffy) 3 Bde. Puschkin, Lermontoff, Kolzoff und andere russische Dichter 4 Bde. Shakespeare's Sonette 1 Bd. Eigene Dichtungen 3 Bde. Vermischte Schriften und Aufsätze historischen und literarhistorischen Inhalts 1 Bd.

Der Preis für den Oktav-Band ist 15 Sgr., das Ganze also 6 Thlr., einzelne Bände werden nicht abgegeben, jeder Besteller verpflichtet sich zur Abnahme des ganzen Werkes.

Die ersten drei Bände sind bereits erschienen.

Digitized by Google

In unserem Verlage ist so eben erschienen:

Dante Allighieri's
Göttliche Komödie.

Ueberſetzt von **Karl Witte.**

1865. Im ſechsten Säcularjahr nach des Dichters Geburt.

Mit einem Titelbilde in Photographie.

Große (8.) Ausgabe. Geheftet 3 Thlr. Elegant gebunden 3⅗ Thlr.

Miniatur-Ausgabe. Geheftet 1 Thlr. 7½ Sgr.
Elegant gebunden 1 Thlr. 17½ Sgr.

Früher sind erschienen:

LA DIVINA COMMEDIA
DI DANTE ALLIGHIERI

RICORRETTA SOPRA QUATTRO DEI PIU AUTOREVOLI TESTI A PENNA

DA CARLO WITTE.

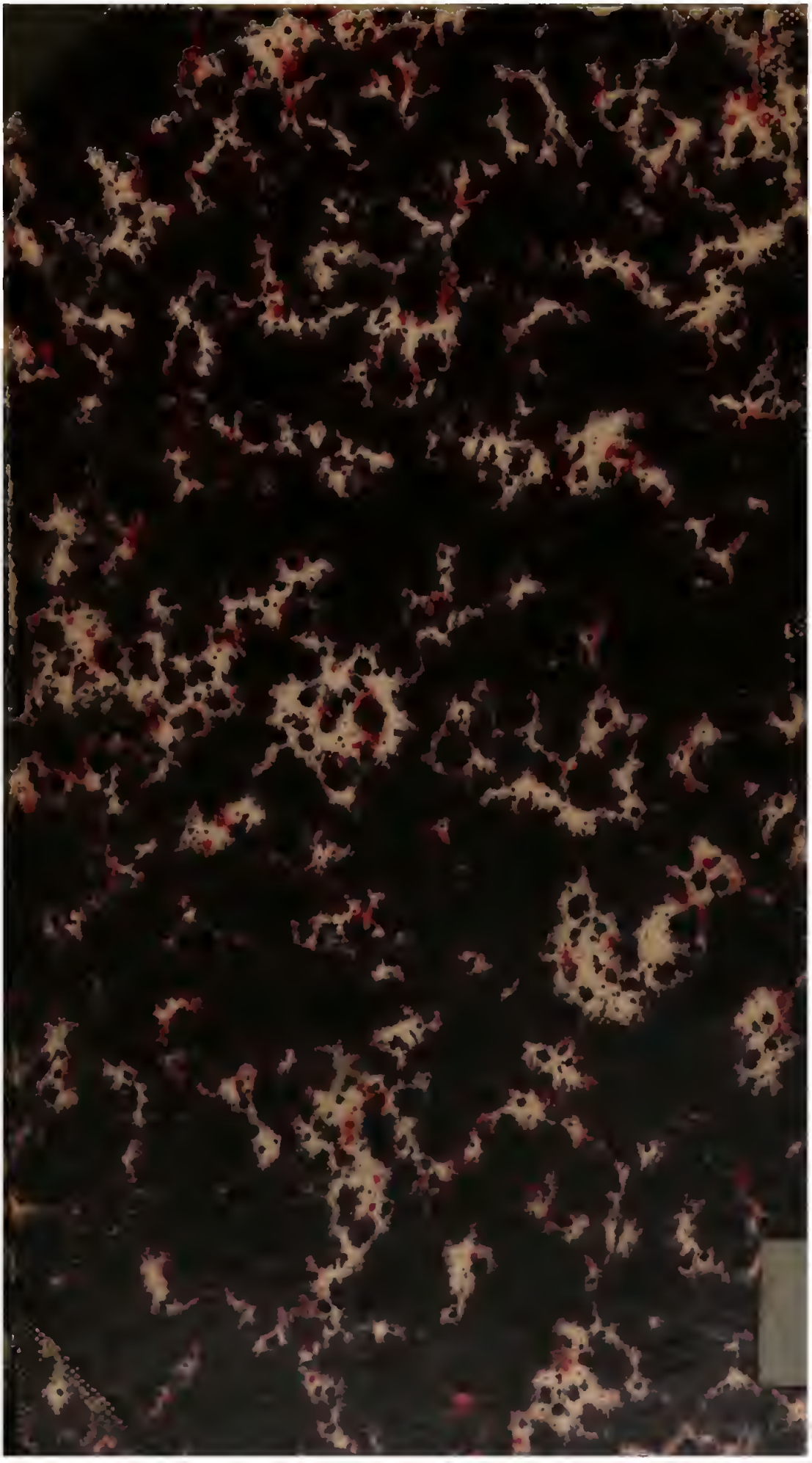
PRACHT-AUSGABE.

Mit DANTE's Büste in Photographie als Titelbild, und seinem Bildnisse in Cameendruck.

1862. 4. Geheftet 12 Thlr.
In Kattun gebunden mit Goldschnitt 13 Thlr. 10 Sgr.
Elegant in Leder gebunden mit Goldschnitt 16 Thlr. 10 Sgr.

EDIZIONE MINORE

FATTA SUL TESTO DELL' EDIZIONE CRITICA.

1862. 8. Geheftet 2 Thlr.

Königliche Geheime Ober-Hofbuchdruckerei
(R. v. Decker).